88

Die Homöopathie Hahnemann's und der Neuzeit.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

VORGELEGT

DER HOHEN MEDICINISCHEN FACULTÄT

DER RHEINISCHEN FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT

ZU BONN

UND MIT DEN BEIGEFÜGTEN THESEN VERTHEIDIGT

am 12. October 1880, Morg. 11 Uhr

von

Carl Koeppe,

pract. Arzt.

OPPONENTEN:

Dr. med. August Schmidt, pract. Arzt.
Dr. med. Carl Moeller, pract. Arzt.
Dr. med. Hugo Ribbert, pract. Arzt.

1

BERLIN, 1880.

GEDRUCKT BEI L. SCHUMACHER IN BERLIN.

Einleitung.

Die Geschichte der Medicin gibt uns das Verständniss der Medicin unserer Tage.

Nicht immer war der Weg, den die Wissenschaft ging, abgesteckt und geebnet wie die Strasse, auf der wir jetzt in gedeihlicher Arbeit vom Wissen zum Können vorwärts schreiten. Nicht selten hat sie die grade Bahn der Beobachtung und des Experiments verlassen und ist auf die unfruchtbaren Irrwege thörichter Speculation und philosophischer Abstraction gerathen. Und oft genug schien es, als ob ganzer Geschlechter Arbeit und Mühe um nichts gethan sei. Heute freilich hat die Wahrheit sich Bahn gebrochen, und überall auf dem weiten Gebiete ist der Geist exacter Beobachtung und streng wissenschaftlichen Arbeitens zu seinem Rechte gekommen. Was auf diesem Entwicklungsgange nicht mitkonnte, ist rechts und links liegen geblieben, um über kurz oder lang dem Absterben anheimzufallen.

Auch zu Anfang dieses Jahrhunderts hat sich eine Strasse abgezweigt, deren Richtung und Wegelänge heute noch den Gedanken an ein Wiedereinbiegen in die Bahn wissenschaftlichen Denkens und Forschens nicht aufkommen lässt. Die Homöopathie, von dieser ist hier die Rede, zeigt von allen Gegensätzen, die im Laufe der medicinischen Entwicklung sich geltend machten, die meiste Lebensenergie. Während anderes, was draussen stand, im Kampfe um das Dasein längst verschwunden ist, hat sie, dem Einflusse der neuen Zeit und der neuen Wissenschaft scheinbar gehorchend, den Versuch gemacht, den alten Kern mit neuer Schale zu umkleiden. Die Homöopathie Hahnemann's, der Entstehung und dem Wesen nach das getreue Abbild einer Zeit, die Ideen statt den Thatsachen das Wort gab, drängt sich heute der naturwissenschaftlichen Medicin als gleichberechtigte Schwester an die Seite. Ihre Vertreter vindiciren ihr den Charakter der Wissen-

schaftlichkeit, sich selbst als die Pioniere fortschreitender Entwicklung überall in den Vordergrund schiebend. Ebenso stellt sie sich aber, wo es Noth thut, als einen vom Staate gedrückten und von der Wissenschaft missachteten Ketzer vor, dem man, inmitten der Regung und Entfesselung aller geistigen Thätigkeit, Luft und Licht zum Leben verweigere, — eine Folie, die mit Zugkraft begabt ist. Denn wer hasst heute nicht, wo die Devise „für Wahrheit, Freiheit und Recht“ die Signatur des Tages ist, die Prärogative des Alleinseligmachens und die Unterdrückung der Andersgläubigen? In regelmässig wiederkehrenden Petitionen an die deutschen Parlamente ertönt der Wehruf über die angebliche „Vergewaltigung“, und der Schluss ist jedesmal die nachdrücklich erhobene Forderung nach Umkehr in der Wissenschaft und nach einer vollständigen Reform unseres Medicinalwesens zu Gunsten und im Sinne der Homöopathie. „Errichtung von homöopathischen Kliniken und Lehrstühlen auf allen Universitäten des deutschen Reiches, Verpflichtung aller Medicin Studirenden sowohl im Doctor- als auch im Staatsexamen nachzuweisen, dass sie mit den Lehren und der Praxis der Homöopathie ebenso vertraut sind, als mit denen der Allöopathie, Berechtigung der homöopathischen Aerzte selbst zu dispensiren, Substituirung eines oder mehrerer praktischen homöopathischen Aerzte bei allen Medicinalbehörden, Revision der homöopathischen Apotheken von homöopathischen Aerzten, Sitz und Stimme homöopathisch gebildeter Fachmänner in den zur Regelung der Pharmacie für das deutsche Reich berufenen Collegien“ — nicht mehr und nicht weniger wird verlangt.

Dem Interesse, das die Homöopathie deshalb erwecken muss, verdankt die nachfolgende Arbeit ihr Entstehen.

„Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.“ Das Wort hat auch in der Medicin sein Recht. Ein Blick auf Gegensätzliches, die treue Theilname an der mühevollen Geistesarbeit, die das geschaffen, was wir heute unser Eigen nennen, lässt den Arzt erst recht verstehen, was er besitzt und macht ihn werth, auf Künftiges zu hoffen. Und so wird auch die Geschichte der Homöopathie, zusammengehalten mit dem Gang, den die wissenschaftliche Therapie in unseren Tagen geht, ihn des Erreichten sich zu freuen und der sicheren Frucht des rastlosen Strebens entgegenzusehen lehren.

Benutzte Literatur.

I. Homöopathische Schriften.

S. Hahnemann, Organon der rationellen Heilkunde. 1810.

— — Reine Arzneimittellehre. 6 Bde. 1811—1821.

— — Die chronischen Krankheiten. 5 Bde. 1837—1839. 2. Aufl.

F. Hahnemann (Sohn), Widerlegung der Anfälle Hecker's auf das Organon. 1811.

E. F. Rückert, Kurze Uebersicht der Wirkungen homöopathischer Arzneien auf den menschlichen Körper. 1831.

— — Systematische Darstellung aller bis jetzt gekannten homöopathischen Arzneien in ihren reinen Wirkungen auf den gesunden menschlichen Körper. 3 Bde. 1830—1832.

G. H. G. Jahr, Handbuch der Hauptanzeigen für die richtige Wahl der homöopathischen Arzneimittel. 1834.

— — Symptomencodex der homöopathischen Arzneimittellehre. 2 Bde. 1843.

B. Bähr, Digitalis purpurea. (Gekrönte Preisschrift.) 1859.

Cl. Müller, Die Quellen der Arzneimittellehre. 1860.

— — Homöopathischer Haus- und Familienarzt.

W. Sorge, Die Homöopathie, befreit von Uebertreibungen u. s. w. 1864.

G. Preussendorff, Kurze Darstellung der Heilung des Zahnschmerzes nach der neueren Heilmethode. 1868.

G. Goullon, Die Krankheiten der ersten Lebensjahre und ihre homöopathische Behandlung. 1869.

C. Heinigke, Die Principien der Homöopathie. 1871.

A. Lutze, Hahnemann's Todtenfeier. Allgemein verständliche Entwicklung des Wesens der Homöopathie, sowie der Hauptirrthümer, Vorurtheile und Missbräuche der Allöopathie. 1872. 41. Aufl.

W. Stens jr., Was ist die Homöopathie? 1872.

J. J. Gutwill, Die allein mögliche Cellular- und Atomentherapie. 1872.

W. Stens sr., Die Gleichstellung der Homöopathie mit der Allöopathie. 1874.

v. Bakody, Die naturwissenschaftliche Methode der homöopathischen Schule. Eröffnungsrede gelegentlich der 44. General-Versammlung des homöopathischen Central-Vereins Deutschlands in Budapest. 1876.

Oidtmann, Das Studium der Homöopathie und ihrer Lehre u. s. w. 1879.
P. Sick, Die Homöopathie am Krankenbette erprobt. I. Theil: Die Homöopathie im Diakonnissenhause zu Stuttgart. 1879.
W. Schwabe, Pharmacopoea homoeopathica polyglotta. 1880.

II. Kritiker und Gegner der Homöopathie.

H. Haeser, Geschichte der Medicin. 1845.
Wunderlich, Geschichte der Medicin. 1859.
W. Roberts, Homoeopathy as practised in Manchester. 1862.
Munk, Ueber das Wesen der Homöopathie. 1868.
— — Die Homöopathie und die Homöopathen. 1868.
Jürgensen, Die wissenschaftliche Heilkunde und ihre Widersacher. 1876.

Die Homöopathie Hahnemann's.

Um die Entstehung und Entwicklung des unter dem Namen „Homöopathie“ in das Leben getretenen Heilsystems zu begreifen, ist es nöthig, die Zeit, in der dasselbe gegründet wurde, zu kennen.

Das Ende des 18. und der Anfang des 19. Jahrhunderts bilden eine eigenthümliche Epoche in der Geschichte der Medicin. Die Vergangenheit hatte im Erkennen und Behandeln innerer Krankheiten nichts hinterlassen, als ein Chaos von roher Empirie und willkürlicher Deduction, das an seinen Vertretern von Molière*) und Hogarth**) in bekannter Weise und mit Recht verspottet worden war. Während man aber in andern Ländern bereits daran war, den realen Boden für den spätern Aufbau einer wissenschaftlichen Heilkunde zu schaffen, herrschte in Deutschland auf diesem Gebiete die grösste Unsicherheit und Zerfahrenheit. Schuld trug daran vor allem die speculativ philosophische Richtung, die sich der besten Köpfe bemächtigt hatte. Niemand rechnete mehr mit concreten Thatsachen, der Sinn für ruhiges, wissenschaftliches Beobachten fehlte. Reelle Untersuchungen wurden vernachlässigt oder fanden, wenn sie gemacht wurden, in dem Lärm der philosopischen Disputation keine Beachtung. Chemie, Physik, Physiologie, Gewebelehre existirten erst in ihren Anfängen, die Pathologie arbeitete nur mit abstracten Begriffen. Dafür construirte man dann eine Unzahl von Theorien und Systemen, die ebenso arm an positiven Ergebnissen als reich an unfruchtbaren Hypothesen und ungeheuer-

*) Vgl. Le malade imaginaire.

**) Dessen Zeichnung von 1736: „Die Doctorenconsultation“.

lichen Irrthümern waren. Man warf sich, entsprechend dem ganzen Charakter des „Jahrhunderts der Aufklärung“ in dessen zweiter Hälfte eben mit Ungestüm auf alles, was einen Anhaltspunkt zum Besserwerden zu bieten schien. Die Einen erblickten ihn ganz allein in der Lehre Haller's von der Irritabilität und Sensibilität; die Andern in den Entdeckungen Volta's und Galvani's; ein Dritter in der speculativen Verwerthung des eben erkannten Sauerstoffs und der Lehre von der Verbrennung; und, um das Maass der Unklarheit in Methode und Anschauung voll zu machen, kam dann auch noch die unselige „Naturphilosophie“ Schelling's hinzu und construirte aus dem Blauen heraus mit ungeheurem Wort- und Phrasenschwall das Wesen von Dingen, deren Erkenntniss doch nur die Frucht sein kann von tausend mühsamen Einzelarbeiten beobachtender und experimenteller Art. Was dabei für das Heilen herauskam, ist bald gesagt. Die Therapie war das getreue in die Praxis übersetzte Bild all jener nebelhaften oder unverdauten Vorstellungen. Am meisten verbreitet war die Erregungstheorie des Engländers Brown*), welche von dem Grundsatze ausging, alle Krankheiten entständen aus directer oder indirecter Schwäche, aus zu viel oder zu wenig Reiz. Von diesen Sätzen aus wurde der gesammte Heilapparat construirt, wobei es dann für den grossen Haufen der Praktiker die Hauptsache war, durch ellenlange Recepte und oft kolossale Einzelgaben entweder „sthenisch“ oder „asthenisch“ zu wirken — mit welchem Erfolg schildert uns Faust beim Ostersonntagsspaziergang mit trefflichen Worten, die von dem Dichter zwar rückwärts datirt, aber doch für seine Zeit gemeint sind.

Das 18. Jahrhundert ging eben zur Neige, als ein Lichtstrahl das Dunkel, in dem auch die Besten der Zeit suchend umhertappten, erhellen zu sollen schien. Eine kurze, aber durch die Sonderbarkeit des Inhalts auffallende Mittheilung in Hufeland's Journal von Seiten eines bis dahin kaum gekannten Arztes versprach endlich den Weg zu weisen, auf welchem dem ärztlichen Handeln eine feste Norm, eine sich ihrer Ziele klar bewusste Gesetzmässigkeit untergelegt werden könne.

---

*) Pfaff, J. Brown's System der Heilkunde. 1796. 411 Seiten. J. Brown's Biographie und Prüfung seines Systems. Aus dem Englischen. 1797.

Der Autor derselben war Samuel Hahnemann. Geboren 1755 zu Meissen, studirte er zunächst in Leipzig, dann in Wien, promovirte 1779 zu Erlangen und practicirte dann nacheinander in Dessau und Gommern bei Magdeburg. Da er sich mit der Medicin des Tages nicht befreunden konnte, zog er sich bald von der Praxis zurück, um mehrere Jahre eigenen Studien zu leben. Die in dieser Zeit vorgenommene Uebersetzung von Cullen's Materia medica gab seinen Gedanken eine bestimmte Richtung. Die Heilkraft der Chinarinde gegen das Wechselfieber liess die Idee in ihm erstehen, es beruhe die Wirksamkeit dieses Arzneimittels vielleicht darauf, dass dasselbe am Gesunden einen der Malaria ähnlichen Zustand erzeuge. Ein mit der Rinde an sich selbst gemachter Versuch bestätigte, seiner Angabe nach, diese Vermuthung. Auf Grund dieser Wahrnehmung wandte er sich wieder der Praxis zu und machte 1796 die erste Kundgebung der aus dem Versuche hergeleiteten Theorie. Bald darauf erweiterte er das System dahin, dass er die bis dahin üblichen Dosen verliess und die Darreichung der Arzneimittel in den kleinsten Mengen als zweites Axiom hinstellte. Im Jahre 1805 erschienen dann seine „Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore observatis". Sein Hauptwerk aber ist das 1810 herausgegebene „Organon der rationellen Heilkunde". Dasselbe enthält, ausser einer nachdrücklichen Polemik gegen die Medicin des Tages, eine vollständige Darlegung der neuen Lehre. Von da ab datirt auch der Name „Homöopathie", mit dem er seine Theorie der herrschenden Heilkunde, von ihm „Allöopathie" genannt, direct gegenüber stellte. Als weiteren Ausbau der neuen Wissenschaft und zugleich als ferneren Beleg für die Wahrheit derselben erschien dann 1811—1821 seine „Reine Arzneimittellehre". Von Leipzig, wo er während dieser Zeit practicirte, siedelte er 1821 nach Cöthen über, um dort 1828 sein letztes grösseres Werk „Die chronischen Krankheiten" herauszugeben. Im Jahre 1834 wandte er sich nach Paris, wo er 1843 starb.

So viel über Leben und Thätigkeit des Stifters der Homöopathie. Ein Urtheil über die Persönlichkeit Hahnemann's als solche zu gewinnen, kann nicht Sache dieser Arbeit sein, da eine sittliche Werthschätzung des Menschen und des Arztes ausserhalb des Rahmens derselben liegen. Mögen auch manche seiner Aus-

sprüche und oft genug die Methode befremdlich und nicht recht verständlich erscheinen, wenn man den Mann nicht kennt, von dem sie herrühren: im Grossen und Ganzen genügt für die Beurtheilung der Lehre die literarische Hinterlassenschaft ihres Urhebers vollständig.

Im Organon stellt Hahnemann über das Wesen, die Bedeutung und das Erkennen der Krankheiten folgende Sätze auf.

„Das Wesen der Krankheiten ist für uns unerforschlich. Was wir von ihnen zu erkennen vermögen sind nur die Symptome, deren Gesammtheit — das nach Aussen reflektirte Bild des innern Wesens der Krankheit — die Krankheit selbst repräsentirt.“ Daraus wird dann die Aufgabe des Arztes, wie folgt, hergeleitet:

„Da also die (zwar) vorhandenen innern Veränderungen auf keine Weise erkennbar sind, und nur die Krankheitserscheinungen sich documentiren, so hat der Arzt sich nur an diese zu halten, mit deren Beseitigung er folglich die Krankheit selbst gehoben hat. Es ist demnach Unsinn auf die Beseitigung der Ursache (d. h. der anatom. Ursache) hinzuarbeiten.“ (Organon §§. 5 u. 6. und Anmerkung.)

Der erste dieser Lehrsätze bedarf keiner Widerlegung. Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wenn man die Leistungen der heutigen Pathogenese dem Standpunkte des vorigen Jahrhunderts gegenüber ins Treffen führen wollte. Hahnemann konnte von Anatomie, Physiologie, Physik und Chemie nicht mehr profitiren, als seine Zeit ihm zu bieten hatte. Ein anderes ist es mit der Vorstellung, welche seiner Ansicht über den Krankheitsbegriff und der daraus entwickelten Heilmethode zu Grunde liegt. Seine „reine Arzneimittellehre“ ist lediglich auf ersterem basirt, steht und fällt also mit ihm. Nun ist nicht schwer zu zeigen, dass eine Symptomatologie im Sinne Hahnemann's sich nicht für die Diagnostik, folglich auch nicht für eine rationelle Therapie verwerthen lässt. Ich sage „im Sinne Hahnemann's“ und füge zur Klarstellung des Begriffs „Symptom“ hier nur an, dass derselbe bei ihm lediglich ein subjectiver ist. Er will, wenn er von Krankheitserscheinungen redet, darunter nur das verstanden wissen, was der Patient subjectiv als Veränderung seines Befindens wahrnimmt. Von einer objectiven Beobachtung pathologischer Zustände, wie sie für uns Hauptsache, ist gar nicht, oder doch nur in ganz be-

schränktem Maasse, die Rede. Wir werden später darauf zurückzukommen haben, da dieser Symptombegriff und das System als solches einander bedingen und ergänzen. Die Identificirung der Krankheitserscheinungen mit den Krankheiten selbst ist aber aus zwei Gründen unzulässig. Erstens gibt es eine ganze Anzahl von Krankheiten, welche, nur nach dem Symptomencomplex festgestellt, dieselben Krankheitsbilder liefern. Ich erinnere nur an die Uebereinstimmung der Erscheinungen einer beginnenden Meningitis mit dem acuten, fieberhaften Magencatarrh bei Kindern, an die Congruens der Symptome einer acuten Miliartuberculose und der vom Typhus gesetzten. Und wer möchte wohl, nur aus den Symptomen, in manchen Fällen den chronischen Catarrh von der Tuberculose oder dem Syphilom des Kehlkopfs unterscheiden? Gleiche Krankheitserscheinungen — immer nur im Sinne Hahnemann's genommen — beweisen also für das Bestehen ein und desselben Leidens nichts. Mithin reichen sie zur Diagnose nicht aus. Zweitens ignorirt Hahnemann das Bestehen symptomloser Krankheiten, deren oft genug recht gefährliche Existenz jedem Arzte bekannt ist. Es ist demnach gar keine Frage, dass eine Diagnostik auf rein symptomatischer Grundlage für den Arzt nicht ausreicht.

Die eigene Ansicht des Stifters der Homöopathie über die Physiologie und Pathologie des Menschenleibes ist eine rein mystische, von der Materie vollständig abgelöste. Er gibt zwar wiederholt zu, dass innere, krankhafte Veränderungen vorhanden sind (Organon §§. 10, 11 u. ff.), es ist aber vollständig unerfindlich, wie dieselben neben dem, was er sonst als Krankheitsbegriff formulirt, bestehen bleiben können. In einer späteren Auflage seines Organon (4. Auflage, nach Hirschel die beste) heisst es darüber:

„Die Krankheiten können unserer Thorheit zu Gefallen nicht aufhören, (geistige) dynamische Verstimmungen unseres geistartigen Lebens in Gefühlen und Thätigkeiten, das ist immaterielle Verstimmungen unseres Befindens zu sein.“ Und wer daran zu zweifeln wagen sollte, der höre die Begründung. Es heisst ebendaselbst: „Materiell können die Ursachen unserer Krankheiten nicht sein, da die mindeste, fremdartige materielle Substanz (Anmerkung: Das Leben stand auf dem Spiele, als etwas Wasser in eine

Vene eingespritzt ward), sie scheine uns auch noch so mild, in unsere Blutgefässe gebracht, plötzlich wie ein Gift von der Lebenskraft ausgestossen wird, oder, wo dies nicht angeht, der Tod erfolgt."

Und erst die folgenden Beweise:

„Auch wenn die Anbringung einer materiellen Substanz an die Haut oder in eine Wunde Krankheiten durch Ansteckung fortgepflanzt hat, wer kann beweisen, dass von dieser Substanz etwas Materielles in unsere Säfte eingedrungen oder eingesaugt worden sei? Kein auch noch so sorgfältiges, alsbaldiges Abwaschen der Zeugungstheile schützt vor der Ansteckung mit der venerischen Chankerkrankheit. Schon ein Lüftchen, was von einem Menschenpockenkranken herüberweht, kann in dem gesunden Kinde diese fürchterliche Krankheit hervorbringen. Wie viel materieller Stoff an Gewichte mag wohl auf diese Weise in die Säfte eingesaugt worden sein? Ist hier und in allen diesen Fällen wohl an einem materiellen, in das Blut übergegangenen Krankheitsstoff zu denken?"

Eine vorzügliche Illustration zu dieser Krankheitsphilosophie — Krankheitslehre kann man das nicht nennen — bildet das in der 1. Auflage auf Seite 4 der Einleitung gedruckte Krankheitsbild. „Durch Stoss und Quetschung beschädigte Personen bekommen Seitenstiche, Brechruhr, krampfhafte, strechende und brennende Schmerzen in den Hypochondern, mit Aengstlichkeit und Zittern begleitet, ein unwillkürliches Zusammenfahren, wie von elektrischen Stössen, wachend und im Schlafe, ein Kribbeln in den beschädigten Theilen u. s. w. Da nun Wohlverleih (Arnica) eben diese Zustände in Aehnlichkeit erzeugen kann, so wird es leicht begreiflich, wie dieses Kraut die Zufälle von Stoss, Quetschung und Fall, folglich die Quetschungskrankheit selbst heilen kann, wie eine namenlose Menge von Aerzten und ganzen Völkerschaften seit Jahrhunderten in Erfahrung gebracht haben."

Das Beispiel ist für die Anschauung, von der die ganze Doktrin getragen wird, charakteristisch. Der Unterschied zwischen solchem Denken und Schliessen und dem, was Zeit und Wissenschaft uns als Wahrheit erkennen lassen, kann nicht besser formulirt werden. Aus ihm entspringt die Vorstellung von der unerforschlichen Wahrheit der Krankheiten sowohl wie die Theorie ihres Eintritts in die

Erscheinung. Sie lässt begreifen, warum für Hahnemann das Streben nach der Wegschaffung der Krankheitsursache ein Nonsens, eine Heilkunde, die nicht in dem Aufspüren der Symptome und deren ausschliesslicher Behandlung aufgeht, etwas Undenkbares ist. Das Thema von der Krankheitsursache und der Thorheit derer, die sie zu beseitigen als therapeutische Aufgabe ansehen, ist mithin folgerichtig gewählt und wird von Hahnemann deshalb auch verschiedentlich variirt. Das „Warum“ wird durch folgenden Vergleich veranschaulicht:

„Ebenso, heisst es in einer Anmerkung zu §. 4, dauert die nun einmal entstandene Krankheit fort, unabhängig von ihrer nächsten Entstehungsursache und ohne dass diese noch dazusein braucht: ohne dass sie noch da ist. Wie hat man nun wohl ihre Wegnahme zur Hauptbedingung der Krankheitsheilung machen können? Unmöglich klebt einer fliegenden Kugel eine primäre Causa ihres Fluges an, und was wir an ihr Verändertes bemerken können, ist blos eine abgeänderte Art ihrer Existenz, ein abgeänderter Zustand, und es würde mehr als lächerlich sein zu behaupten, man könne die Kugel nicht besser wieder in Ruhe bringen, als erst durch Ausforschung der prima causa ihres Fluges und dann durch Hinwegnahme dieser metaphysisch erkannten prima causa — oder durch Hinwegnahme der diesem Fluge zu Grunde liegenden (wie sich andere ausdrücken) im innern Wesen der Kugel entstandenen Veränderungen. Mit Nichten! Ein einziger dem Fluge der Kugel in grader Richtung opponirter Stoss von gleicher Gegenkraft bringt sie augenblicklich zur Ruhe, ohne alle metaphysische, unmögliche Erforschungen der innern Wesenheit des Zustandes der Kugel beim Fluge. Man braucht blos die Symptomen des Fluges dieser Kugel, das ist die Kraft der Fortbewegung, und ihre Richtung genau zu kennen, um diesem Zustande ein grade opponirtes Gegenmittel von gleicher Kraft entgegensetzen und so augenblicklich Ruhe herstellen zu können.“

Es ist kaum verständlich, wie Hahnemann meint, mit solchen Argumenten Grundsätze umzustossen, welche den Aerzten aller Jahrhunderte Gemeingut geworden sind. Es liegt doch wohl auf der Hand — das Rohe und Unzutreffende des Vergleichs ganz ausser Acht gelassen —, dass eine fliegende Kugel ihren Lauf auch dann fortsetzt, wenn die Ursache ihrer Fortbewegung gar

nicht mehr auf sie einwirkt. Das Fliegen ist nur die Wirkung eines Stosses, der selbst zu wirken aufgehört hat. Die Ursache selbst hinwegzunehmen ist weder nöthig noch möglich, da sie nicht mehr in Thätigkeit.

Aus diesem verunglückten Exempel zieht Hahnemann dann den Schluss, dass die abnormen Zustände physischer Dinge überhaupt durch das Entgegengesetzte aufgehoben werden. Er fährt nämlich fort: „Dieses ist zugleich — im Vorbeigehn sei's gesagt — ein Beispiel von den übrigen naturgemässen Abänderungen der abnormen Zustände physischer Dinge — nämlich durch das grade Entgegengesetzte. So wird das kochende Wasser schnell durch Zusatz einer gewissen Portion Schnee zur gemässigten Temperatur herabgestimmt — so verliert die Säure durch das ihr opponirte Laugensalz ihre Schärfe und wird zum Neutralsalze u. s. w., und so werden wohl die meisten Abänderungen der abnormen Zustände physischer Dinge durch Gegensätze von aussen durch die Natur bewerkstelligt.“ Und die organische Natur? Bedurfte sie anderer, hiervon abweichender Gesetze? Warum? Weshalb? Das sind Fragen, die sich unwillkürlich aufdrängen. Auch Hahnemann fühlte das Zwingende einer derartigen Schlussfolgerung, denn unmittelbar hinterher heisst es: „Der vitale Organismus der Thiere hingegen bedurfte hiervon ganz abweichender Gesetze zur Entfernung seines krankhaft veränderten Zustandes; da gilt nicht das Gesetz des opponirten Gegensatzes, was zur Abänderung der Zustände der unvitalen, physischen Natur das angemessene war.“

Also eine doppelte, sich entgegengesetzte Gesetzmässigkeit: was für die anorganische Natur gilt, gilt nicht für die organische und umgekehrt! Vergeblich schaut man sich für dieses Dictum, ein naturwissenschaftliches Monstrum eigener Art, nach Beweisen um. Wozu auch Beweise? Es war eben dem Schöpfer so genehm, sagt Hahnemann, und wir werden sehen, dass diese Art teleologischer Weisheit noch des Oeftern herhalten muss, Dinge zu erklären, die weit ab von der Heerstrasse gewöhnlichen Denkens und Begreifens liegen. Eine traurige Art von Beweisführung für einen Mann, der von seinen Anhängern als der Luther in der deutschen Medicin gepriesen wird, und der selber in seiner Reformatoridee aufging.

Wo die Beziehung zwischen Krankheit und Heilung klar vorliegt, sehen wir, dass alle Theorie Hahnemann's in die Brüche geht. Hecker hält ihm vor, dass Eisen die Bleichsucht heile und dass es dennoch niemals vorgekommen sei, dass ein Mädchen nach Aufnahme von Eisen bleichsüchtig geworden sei. Hahnemann jr. antwortet darauf: „..... Was übrigens Eisen in solchen Fällen in Ergänzung der nöthigen Eisenmenge im Blute als chemisches Mittel zur Heilung beiträgt, verlangt eine andere Betrachtung, die die Lehre von homöopathischer Heilung durch virtuel wirkende Arzneien nicht berührt."

Ihr Gericht trägt diese Lehre in sich selbst. Es genügt für den wissenschaftlich gebildeten Arzt ein Blick auf diese Thesen und die Beweise, die sie zu stützen bestimmt sind, um zu wissen, dass zwischen diesen Anschauungen und dem Geiste der medicinisch-naturwissenschaftlichen Forschung unserer Tage eine Verständigung nicht möglich ist. Eine irdische Kraft ohne Materie, eine krankmachende Potenz geistiger Art, ein Etwas, nicht zu fassen und zu ergründen, nicht gebunden an die stabilen Gesetze der Natur, ist für uns undenkbar. Damit ist alles gesagt, was sich zur Würdigung der Hahnemann'schen „Pathologie und Pathogenese" sagen lässt.

In Folgendem entwickelt nun Hahnemann seine Ansichten über Arzneimittel und das Zustandekommen der Heilung der Krankheiten.

Das Ganze ist weiter nichts, als die durchgeführte Hypothese von der Immaterialität dessen, was man Krankheit nennt. Ich gebe seine Anschauungen etwas verkürzt, um nicht unnöthig wiederholen zu müssen.

An die Spitze stellt Hahnemann den Satz, dass die Heilkraft der Natur nichts tauge zum Heilen, dass daher der Arzt den Vorgang der Selbsthülfe des Organismus nicht nachahmen könne und dürfe. Die Schlüsse, vermittelst deren er zu dieser Anschauung gelangte, sind zu interessant, um hier nicht eine Stelle zu finden.

„Sie (die alte Schule in der Medicin) folgte blos dem Vorgange der rohen Natur in ihren, blos in mässigen, acuten Krankheitsanfällen nothdürftig durchkommenden Bestrebungen — sie machte es blos der sich in Krankheiten selbst überlassenen Lebens-

Erhaltungs-Kraft nach, welche, einzig auf den organischen Gesetzen des Körpers beruhend, einzig nur nach diesen organischen Gesetzen wirket, nicht nach Verstand und Ueberlegung zu handeln fähig ist — der rohen Natur, welche klaffende Wundlefzen nicht, wie ein verständiger Wundarzt aneinander zu bringen und durch Vereinigung zu heilen vermag, welche schief von einander abstehende Knochen-Bruch-Enden, soviel sie auch Knochen-Gallerte (oft zum Ueberfluss) ausschwitzen lässt, nicht grade zu richten und aufeinander zu passen weiss, keine verletzte Arterie unterbinden kann, sondern den Verletzten in ihrer Energie zu Tode bluten macht; welche nicht versteht, einen ausgefallenen Schulterkopf wieder einzurenken, wohl aber durch bald umher zu Wege gebrachte Geschwulst die Kunst am Einrenken hindert, — die, um einen in die Hornhaut eingestochenen Splitter zu entfernen, das ganze Auge durch Vereiterung zerstört und einen eingeklemmten Leistenbruch mit aller Anstrengung doch nur durch Brand der Gedärme und Tod zu lösen weiss. . . . . (Organon §§. 25—28.)

Ich will über das Eigenartige der ganzen Auffassung und die Naivität einer Vorstellung, für welche die unabänderlichen Gesetze der Natur nicht zu existiren scheinen, kein Wort verlieren und mir nur die Frage erlauben, weshalb Hahnemann hier nicht den Schöpfer, der seiner Meinung nach für Alles vorgesorgt hat, für die mangelhafte Construction des Menschenleibes verantwortlich macht?

Das Verhältniss zwischen Arzneimittel und Heilung ist, nach Hahnemann'scher Auffassung, Folgendes:

„Das heilende Princip in den Arzneimitteln ist uns, seinem Wesen nach, nicht erkennbar, nur seine Aeusserungen und Wirkungen (Symptome). Die Arzneimittel verdienen demnach nur durch die von ihnen am Gesunden hervorgerufenen Symptome den Namen Arzneimittel. Und da die Krankheiten nur durch die von ihnen am Gesunden hervorgerufenen Symptome repräsentirt werden, die Arzneimittel diese aber am Gesunden hervorrufen, so hat man, wenn man bestimmte Symptome durch ein Arzneimittel hervorgerufen hat, auch die ihnen entsprechende Krankheit erzeugt. Wenn nun ein Heilmittel am Gesunden ein bestimmtes Symptom hervorruft, oder einen Complex von Symptomen, und wenn dasselbe Mittel dieses Symptom einer Krankheit oder diese Summe von Symptomen aufhebt und beseitigt, so kommt diesem Heilmittel die Tendenz zu,

an dieser Krankheit Symptome gleicher Art zu tilgen, ja die ganze Krankheit aufzuheben und in Gesundheit umzuwandeln."

Machen wir, bevor wir die Begründung hören, einen Augenblick halt. Das Ganze fusst, wie man sieht, auf der Prüfung der Arzneimittel am Gesunden. Diese ist aber nur eine weitere Consequenz einer Anschauung, für welche Krankheit eine dynamische Affection, eine blosse „Befindensveränderung" ist, ausgedrückt durch die Krankheitserscheinungen und ihnen gleichwerthig. Die Grundlage derselben bildet der berühmte China-Versuch, zu dem Hahnemann in § 32 des Organon die Vorschrift giebt und der hier folgen möge, weil die Fabel, die ihm ihre Entstehung verdankt, auch heute noch in den Köpfen seiner Anhänger spukt. Sie lautet: „Die Tinctur von einer Unze Chinarinde mit ein paar Pfund Wasser gemischt und in Tag und Nacht allmälig ausgetrunken, bringt ein mehrtägiges Chinafieber zu Stande."

Mit der Wahrheit dieses Fundamentalexperiments sieht es natürlich nicht besser aus, wie mit dem Gebäude, welches darauf construirt ist. Das ist sowohl durch die Wiederholung des Versuchs, als auch durch eine gehörige Zahl von Beobachtungen erwiesen.

Schon vor langen Jahren (1821) liess Jörg vier seiner Schüler das Experiment an sich vornehmen, ohne dass auch nur die Spur eines Erfolges im Sinne Hahnemann's zu sehen gewesen wäre. Der leider so früh verstorbene Munk in Bern veranlasste im Jahre 1868 ebenfalls mehrere seiner Studenten zur Wiederholung desselben und erzielte selbstverständlich das gleiche negative Resultat, und mir selbst ist die so verdünnte Chinatinctur recht gut bekommen.

Ferner wurde, wie ich von Professor Binz aus mündlicher Mittheilung erfuhr, von dessen Schülern in zahlreichen Versuchen von den kleinsten bis zu den grössten Dosen Chinin behufs Verfolgung des Ausscheidens durch den Harn genommen, und nicht ein einziges Mal trat auch nur die Spur eines Symptoms ein, welches an das von Hahnemann beschriebene Chinafieber erinnert hätte.

Endlich steht die der China angedichtete Wirkung allein gegen Alles, was eine ausserordentlich vollständige und kritisch gesichtete Beobachtung über die Wirkung der China und ihrer Präparate bis heute eruirt hat.

Zur Stütze des Hahnemann'schen Fundamentalexperiments werden nun von seinen Anhängern bis in die neueste Zeit hinein

einzelne Beobachtungen citirt, die der Fieberwirkung der China das Wort reden sollen. Wie wenig dabei die Jünger von der Behauptung des Meisters noch übrig lassen, beweist sein neuester Interpret Sick in Stuttgart, in dessen citirter Schrift S. 32 zu lesen ist: „Dass China oder Chinin beim Gesunden zur Wirkung gelangt, in einzelnen Fällen wahre Fieberparoxysmen erzeugt, ist zweifellos, ebenso sicher ist aber, dass dies keineswegs in allen Fällen, vielmehr nur in sehr wenigen geschieht". Zur Illustration dieser „einzelnen Fälle" werden zwei Beobachtungen angeführt. In der einen ist es ein Arbeiter in einer Chininfabrik Süddeutschlands, der wechselfieberähnliche Anfälle gehabt haben soll, welche nach seiner Entfernung aus der Fabrik schwanden. Die zweite will Verfasser unter Griesinger in Tübingen selbst gemacht haben. Eine Kranke zeigte, nach längerem Fortgebrauch grosser Chiningaben, ausser den gewöhnlichen Intoxicationssymptomen sehr beträchtliche, mit dem Thermometer constatirte Temperaturerhöhungen, die nach dem Aussetzen des Medicaments wieder schwanden. Eine Controle dieser Beobachtung ist zunächst unmöglich, da Sick weder die Jahreszahl, noch — worauf es vor Allem ankommt — die Art der Erkrankung angibt. Die Thatsache selbst aber zugegeben, was beweist dieselbe dann angesichts der Tausende von Beobachtungen und Experimenten mit negativen Resultaten? Und wie kann man, wiederum die Richtigkeit der Sache vorausgesetzt, die Ausnahme zur Regel machen und dem Chinin die wechselfieberwidrige Heilwirkung deshalb vindiciren, weil es in „einzelnen Fällen", vielleicht einmal unter Zehntausend, etwas seinem Effect am Krankenbette Aehnliches am Gesunden hervorruft? Was dann den angezogenen Fabrikarbeiter betrifft, so ist es mir gestattet, mich auf eine directe Mittheilung des Leiters der betreffenden Chininfabrik (C. Zimmer in Frankfurt a. M.), der angesehensten in Deutschland, zu beziehen, wonach dort von Chininfieber nie etwas beobachtet wurde. Dr. Kerner schreibt mir darüber gütigst Folgendes:

„Die sogenannte Chininkrankheit, an welcher bei uns zuweilen einzelne Arbeiter (namentlich hochblonde Leute mit sehr weisser, zarter Haut) befallen werden, ist nichts weniger als ein intermittensähnliches Uebel, wozu es die Homöopathen gerne stempeln möchten. Die betreffende krankhafte Erscheinung beginnt mit leichten Erosionen auf unbekleideten Körperstellen (Gesicht, Händen,

Armen), und nach einigen Tagen entwickelt sich daraus ein eigenthümliches, fast specifisches Eczema, welches ich jedes Jahr einige Male, besonders bei neueingetretenen Arbeitern, beobachten kann. Am häufigsten tritt das Uebel auf zur heissen Sommerszeit, oder auch bei strenger Winterkälte, während welcher den Erfordernissen sorgfältiger Reinlichkeit von Einzelnen nicht ausgiebig genügt wird. Das anfänglich wenig beschwerliche Eczem gibt bei Leuten von lymphatischer Constitution leicht secundär zu ausgedehntem Erysipel, ödematösen Anschwellungen und durch die ausgebreitetere Entzündung grösserer Hautpartien je nach der individuellen Reizbarkeit zu leichteren oder beträchtlicheren Fiebererscheinungen (ohne allen rhythmischen Charakter) Veranlassung. Niemals habe ich das Uebel, auch bei Rückfällen, die für das einzelne Individuum von Jahr zu Jahr seltener werden, primär unter Fieber auftreten sehen, das überhaupt nur selten die Sache complicirt, wenn zeitig geeignete Behandlung erfolgt. Leichte Abführmittel (Spec. Lignor. mit Fol. Sennae), lauwarme Vollbäder und Waschungen mit Glycerinseife bewirken bald Schorfbildung und beseitigen meist in wenigen Tagen sämmtliche Symptome. In Fällen von sehr rascher und intensiver Steigerung der Hautröthung und hierdurch veranlasstem Fieber habe ich selbst wiederholt Chinin. muriatic. in einmaligen grossen und wiederholten kleinen Dosen als Antipyreticum mit regelmässigem Erfolg angewendet."

„Etwas ganz anderes ist die Idiosynkrasie gegen Präparate der Chinarinde, welche sich zuweilen, namentlich bei Personen weiblichen Geschlechtes, beobachten lässt. Es sind dies meist solche, bei welchen auch der Genuss von Erdbeeren oder Krebssuppe in wenigen Minuten Urticaria erzeugt. Die Erscheinungen auf der Haut sind aber durchaus verschieden von dem stets bestimmt abgegrenzten Eczem der Chininarbeiter. Jene Purpura oder Urticaria tritt viel rascher ein und kann sich über den ganzen Körper verbreiten. Eine Dame z. B. reagirt in letzterer Art auf kleine Dosen Chinin ebenso rasch und intensiv, als auf die kleinsten Mengen von Krebsspeisen. Wiederholte Versuche, den Gebrauch von Chinin als Arzneimittel bei ihr zu ermöglichen, waren erfolglos, da stets dieselben Erscheinungen auftraten, die sich bei Forcirung der Darreichung zu wirklicher Purpura haemorrhagica steigerten, aber nie unter Eczemaproduction."

Hahnemann und seine Jünger sind die Einzigen geblieben, welche die fiebererzeugende Eigenschaft dieses Antipyreticum *κατ ἐξοχήν* behaupten. Damit ist das Maass der Glaubwürdigkeit dieser Behauptung vollends bestimmt.

Hahnemann hat bei dem Ausbau seines Heilsystems sich von der Idee leiten lassen, den gesunden Menschen zur arzneilichen Versuchsstation zu machen. Eine Reihe eigener und subtiler Vorschriften geben zu dieser Methode die Anleitung. Präcisiren lassen sich dieselben kurz dahin, dass der Versuchsmensch — am besten der Arzt selbst — eine bestimmte Gabe irgend eines Medikaments nimmt und dann dem Prüfer die in seinem Befinden wahrgenommenen Veränderungen sämmtlich mit der peinlichsten Genauigkeit in Bezug auf Localisation, Zeit des Eintritts, Stärke und Dauer, und in steter Berücksichtigung aller auf ihn einwirkenden Momente mittheilt. Ein Vergleich mit den von der Erfahrung am Krankenbette festgestellten Symptomen der einzelnen Krankheiten bestimmt dann die Indicationen zur Anwendung.

Welcher Art die Resultate dieser Experimente waren, dess sind die „Reine Arzneimittellehre“ Hahnemann's sowie seine „Chronischen Krankheiten“ sprechende Zeugen. Ich gebe daher letzteren hier das Wort, indem ich eine Reihe von Symptomen copire, die Hahnemann nach Aufnahme des Lycopodium wahrgenommen hat.*)

Lycopodium ist bekanntlich jene indifferente Substanz, welche von der ärztlichen Welt zum Bestreuen der Pillen benutzt wird. Hahnemann sagt von ihm selber, in gewöhnlichem, rohen Zustande sei es fast ohne arzneiliche Wirkung auf das menschliche Befinden, fügt aber hinzu: ..... „wenn aber dieser Bärlapp-Staub auf die Art wie die homöopathische Kunst die rohen Naturkräfte aufschliesst, behandelt wird, so entsteht eine wundervoll kräftige Arznei in ihren 30 verschiedenen Dynamisationsgraden.“ Die Dauer der Wirkung bestimmt er „für eine mässige Gabe auf 40—50 Tage und länger.“

Von den Wundern der Lycopodium-Wirkung, deren es an Zahl 1608 sind, zähle ich folgende, von Hahnemann gesperrt gedruckte auf:

---

*) Chronische Krankheiten. IV. Th. S. 69.

No. 17. Weinerlichkeit bei Frostigkeit. — 39. Grosse Schreckhaftigkeit. — 43. Unzufriedenheit. — 45. Aergerlichkeit. — 88. Eingenommenheit des Kopfes. — 170. Dröhnen im Kopf bei hartem Auftreten. — 186. Die Haare auf dem Kopf gehen ungeheuer aus. — 189. Bekommt viele graue Haare. — 237. Gerstenkörner an den Augenlidern. — 246. Schleim in den Augen. — 315. Jücken in der Nase (nach 5 Tagen). — 470. Trockenheit im Munde und Halse. — 510. Grosse Essbegier und hastiges Essen. — 585. Schluchzen nach jedem Essen (nach 19 Tagen). — 645. Kneipen in der Lebergebend (nach 11 Tagen). — 684. Schneidendes Bauchweh vor dem Stuhle (nach 14 Tagen). — 725. Windeabgang nach vorherigem Leibschneiden (nach 4 Tagen). — 740. Der erste Theil des Stuhles ist knollig, der zweite weich, viele Tage nach einander (nach 16 Tagen). — 785. Starkes Jücken am After (nach 28 Tagen). — 800. Dunkler Harn mit röthlichem Satz (nach 32 Tagen).

Nun folgt von No. 825—895 eine Reihe erotischer Stimmungsbilder, welche alles bis daher Dagewesene an Plattheit überbieten. No. 1490—95 wird dieselbe ergänzt. Als zum Verständniss nothwendige Probe will ich nur geben: 841. Geschlechtstrieb vermindert. — 847. Ausserordentlicher Geschlechtstrieb (nach 6 und 14 Tagen). — 855. Bei der Begattung schläft er ein, ohne Samenerguss.

Es folgt dann: 1363. Drang ins Freie zu gehen. — 1456. Viel Gähnen (nach 7 Tagen). — 1477. Schlaf mit verworrenen Träumen u. s. w. u. s. w., bis dann die Reihe dieser und ähnlicher hochwichtiger Wirkungen von Billionstel-Theilchen Lycopodium in No. 1608 mit Frühschweiss nach unruhiger Nacht (nach 10 Tagen) abschliesst.

Es könnte nun noch immer ein Zweifel aufstossen darüber, ob das genannte Pillenstreupulver in der That ein so ganz indifferentes Ding sei. Deshalb habe ich noch ein zweites Universalheilmittel Hahnemann's mit seinen Worten hier zu citiren. Ich meine das Kochsalz. A. a. O. S. 347 heisst es wörtlich:

„Ein Quentchen gewöhnliches Küchensalz wird, um es von den Nebensalzen zu befreien, in drei Quentchen siedendem, destillirtem Wasser aufgelöst, durch Druckpapier geseiet, und in einer Wärme von 40° R. dem Krystallisiren durch Ausdünstung über-

lassen. Von den dann auf Druckpapier klingend trocken gewordenen Krystallen (mit Pyramidal-Viertiefungen an den sechs Würfel-Seiten) wird Ein Gran zur Million Verdünnung gerieben und hiervon ein Gran aufgelöst und bis zur potenzirten Decillion-Verdünnung gebracht, alles nach der Anleitung im ersten Theile dieses Buchs."

„..... Wenn man annimmt, dass das Kochsalz in seiner natürlichen Beschaffenheit, beim gewöhnlichen, mässigen, täglichen Gebrauche keine schädlichen Einwirkungen auf die menschliche Gesundheit äussert, wird man auch keine Heilkräftigkeit in Krankheiten von ihm erwarten können. Und gleichwohl liegen die grössten Heilkräfte in ihm verborgen."

„Giebt es demnach irgend einen, auch dem Schwachsichtigsten einleuchtenden Beweis, dass die der Homöopathik eigne Zubereitung der Arzneisubstanzen gleichsam eine neue Welt von Kräften, die in den rohen Substanzen, von der Natur bisher verschlossen, lagen, an den Tag bringt, so ist es gewiss die Umschaffung des in rohem Zustande indifferenten Kochsalzes zu einer heroischen und gewaltigen Arznei, die man nach dieser Zubereitung Kranken nur mit grosser Behutsamkeit reichen darf. Welche unglaubliche und doch thatsächliche Umwandlung! — eine anscheinend neue Schöpfung!"

Nun folgen die staunenswerthen Leistungen solcher Decillionstel-Theile eines Stoffes, den wir zu mehreren Gramm täglich geniessen und vom Embryo bis zur Leiche in allen Flüssigkeiten unseres Körpers umhertragen.*)

Ich will mich des Rechts der Auswahl unter den angezogenen Krankheiten, die drei Seiten füllen, begeben, und nur die von Hahnemann selbst gesperrt gedruckten citiren. Ein Decillionstel Gran Kochsalz ist also „vorzüglich heilkräftig" in folgenden Zuständen:

„Aergerliche Reizbarkeit — Gedächtnissschwäche — Duseligkeits-Kopfschmerz — Kopf-Schwere — Kopfweh, früh, beim Erwachen — Zusammenlaufen der Buchstaben beim Lesen — Sausen in den Ohren — Schwerhörigkeit — Schrundige, aufgeborstene Oberlippe — Saures Aufstossen — Verlorener Appetit zu Brod —

---

*) Nach Neubauer und Vogel, 1872, S. 348, beträgt die tägliche Ausscheidung an Kochsalz beim gesunden erwachsenen Mann 10—13 Grm.

Uebermässiger Appetit — Nach dem Essen leeres Aufstossen — Uebelkeit — Würmerbeseigen — Erbrechen der Speisen — Magendrücken — Greifen in der Herzgrube — Aufgetriebenheit des Bauches — Tägliches Leibschneiden — Blähungs-Versetzung — Knurren im Unterleibe — Schwieriger Stuhl-Abgang — Nacht-Harnen — Allzulange Regel — Allzustarke Regel — Allzufrühe Regel — Vor der Regel Schwermuth — Jücken in der Scham — Weiss-Fluss — Nasen-Verstopfung — Stock-Schnupfen — Trockenheit der Nase — Heiserkeit — Kurzäthmigkeit — Engbrüstigkeit — Herzklopfen — Eingeschlafenheit und Kriebeln der Finger — Schmerzhafte Verkürzung der Kniekehl-Flechsen — Magerkeit — Mattigkeit — Schwärmerischer Schlaf — Aengstliche Träume — Stete Frostigkeit und Mangel an Lebenswärme."

Diesen durch Kochsalz geheilten Erkrankungen entsprechen die künstlichen Krankheitssymptome, welche Hahnemann und seine Mitarbeiter (2 deutsche Aerzte, 1 französischer und 1 ungarischer, vgl. S. 352) hervorriefen. Es sind deren im Ganzen nur 1349. Jener Decillionstel Gran Kochsalz macht beim gesunden erwachsenen Menschen unter Anderem:

No. 40. Arbeitsscheu. — 45. Ungeduldiges Kopfkratzen. — 50. Mangel an Besonnenheit. — 75. Dummheit und Gedankenlosigkeit, am schlimmsten des Nachmittags von 3—7 Uhr. — 148. Drängender Schmerz, als sollte der Kopf platzen. — 286. Jücken im rechten Ohr. — 287. Jücken am Ohrläppchen. — 291. Auslaufen des Ohres. — 713. Die Geschlechtstheile riechen sehr stark und übel. (Hier folgt bis zu No. 799 ein Mosaik von allerlei Vorgängen an den Geschlechtsorganen so bunt und grell, dass ich das wörtliche Anführen solcher Monstrositäten meinem Leser ersparen muss. Offenbar spielte die höchste Unreinlichkeit und manches noch bedenklichere in den Symptomen der Probepersonen eine viel stärkere Rolle als der Decillionstel Gran Kochsalz.) — 1116. Stechendes Schmerzen der Hühneraugen. — 1240. Verliebte Träume. — 1255. Grausige, ekelhafte Träume. — 1311. Nachts grosse Angst beim Gewitter — und No. 1349. Säuerlicher Frühschweiss, beschliesst die „anscheinend neue Schöpfung" von den Wundern des Kochsalzes.

Kohlensaures Natron, homöopathisch dynamisirt, ruft nach Hahnemann a. a. O. S. 343 ein Traumleben hervor, gegen das

die Phantasmagorien nach grossen Gaben Haschisch kaum aufkommen dürften. Es geht von No. 1002 der Symptome bis No. 1026. Hier als Probe wörtlich, mit Weglassung gleichgiltiger oder unsagbarer Dinge, nur einiges: 1002. Abends, im Halbschlaf, Phantasietäuschung, als marschierten Soldaten vor ihr in der Luft herum; sie ermuntert sich öfters, aber die Gestalten erscheinen sogleich wieder. 1003. Traumvoller Schlaf, Nachts. 1004. Viele Träume und Frösteln im Schlaf. 1005. Viele sehr lebhafte Träume (nach 10 Tagen). 1006. Unruhige Träume Nachts und öfteres Erwachen. 1007. Viel bunte Träume, jede Nacht, meist von Vergangenem oder Abends vorher Besprochenem. 1008. Sie liegt die Nächte in Schwärmerei. 1009. Verwirrte, wohllüstige Träume in unruhigem Schlaf. 1010. Wohllüstiger Traum (die 10. Nacht). 1012. Angenehme verliebte Träume, die ersten 20 Tage, von Heirathen, Vergnügungen u. s. w. 1013. Aengstliche Träume, die letzte Zeit, von Irregehen, Umbringen eines Menschen u. s. w. 1014. Aergerliche Träume; er soll verreisen und kommt nicht vom Fleck. 1019. Aengstliche Träume von Wassergefahr, Schlägerei, Teufeln, Räubern u. s. w. Auch die Namen dieser Soda-Traumvirtuosen hat Hahnemann uns aufbewahrt; es sind vier deutsche Doctoren der Medicin.

Auf Seite 297 findet man dann, dass in Folge dieser Wirkungen auf den gesunden Menschen ein Decillionstel Gran Soda bei der entsprechenden Gehirnstörung „vorzüglich“ angezeigt ist.

Diesen Paradigmen entspricht der übrige Inhalt des Werkes, den man gelesen haben muss, um Hahnemann ganz zu verstehen. Der Umfang dieser Schrift gestattet leider nicht, Belegstellen in wünschenswerther Zahl mitzutheilen, ich kann nur Jedem, dem es um einen Einblick in die Methode und ihre Ergebnisse zu thun ist, empfehlen, sich in diesen Hahnemann'schen Arzneimittelprüfungen etwas umzusehen. Was darin niedergelegt ist, spricht lauter und überzeugender, als Gründe dies zu thun vermögen.

Von Hahnemann's gleichzeitigen oder unmittelbar nachfolgenden Jüngern wurde diese Methode der Arzneiprüfung mit Begeisterung aufgenommen. Ganze Bände füllten sich mit „Beobachtungen am Gesunden“ und eine Art Prüfungsmanie grassirte. Hauptrepräsentanten davon sind Rückert und Jahr, deren voluminöse Werke eine wahre Blüthenlese der erstaunlichsten und un-

glaublichsten Dinge enthalten. Ich verweise betreffs ihrer auf die Originalarbeiten, kann aber nicht umhin, einige Proben hierher zu setzen, welche zur Beurtheilung der Sache selbst ausreichen dürften.

Aconitum Napellus erzeugt bei Jahr nach Tabakrauchen oder Trinken Husten und nach dem Essen grosse Schläfrigkeit (S. 3), während Bryonia alba auf ein und derselben Seite (37) grosse Neigung zum Schlafen und Schlaflosigkeit, trockenen Mund und auch viel Speichelabsonderung hervorruft. Calcaria carbonica bewirkt sogar, wenn fremde Körper in das Auge eingedrungen sind, Augenentzündung (!!), stete Weichleibigkeit neben Stuhlverstopfung, zu starken Monatsfluss und auch Unterdrückung desselben, und endlich ist der kohlensaure Kalk sogar im Stande, durch Klavierspielen zum Husten zu reizen (S. 37). Nicht mehr und nicht weniger als 69 Arten von Schnupfen sind Jahr bekannt und für „Aengstlichkeit“ hat er eine ganze Serie von Mitteln bereit, je nachdem sie Morgends, Abends oder Nachts oder gar vor dem Stuhlgange sich geltend macht; desgleichen verlangt die „Furchtsamkeit“ für jede ihrer Modalitäten ein specifisches Medicament, es kommt nur darauf an, ob man sich fürchtet, den Verstand zu verlieren oder vergiftet zu werden, oder ob man etwa an Gespensterfurcht leidet. Das Pendant dazu liefert das Symptom „Angst“. Auch hier gebührt ihm das Verdienst, die Mittel genau specificirt zu haben, je nachdem man Angst hat wegen der Zukunft oder wegen der Gesundheit, ob beim Aufstehen, Sitzen oder Liegen, ob Morgens, Nachmittags, in der Dämmerung oder Nachts, ob man ängstlich ist beim Fahren, zu Hause, im Freien, oder gar während eines Gewitters u. s. w. u. s. w. Nimmt man noch hinzu, dass „Gewissensangst“ anders behandelt werden muss wie „Herzensangst“, dass es Mittel giebt gegen Bosheit, Eifersucht, Eigensinn, unglückliche Liebe, Ungeschicktheit, Unzufriedenheit, Zärtlichkeit und sogar gegen das Versemachen dichterisch angelegter Gemüther, so wird man mir ein Mehreres anzuführen erlassen.

Die Details der Rückert'schen Arbeit sind den angeführten durchaus gleichwerthig.

Die Arzneimittelprüfungen Hahnemann's und seiner Nachfolger liefern zu dem Kapitel von dem sogenannten gesunden Menschenverstande einen interessanten Beitrag.

Im zweiten Theile dieser Arbeit werde ich auf die Prüfung der Arzneimittel am Gesunden zurückzukommen haben. Ich wende mich daher jetzt zu Hahnemann's Theorie von der Heilung der Krankheiten. Es heisst darüber im Organon: „Da nun kein Zweifel darüber möglich ist, dass Arzneien die ihnen an Symptomen conformen Krankheiten ohne Ausnahme schnell, gründlich und dauerhaft*) heilen, so sind wir berechtigt, zu schliessen: Jede Arznei, welche unter ihren im gesunden menschlichen Körper von ihr erzeugten Krankheitszufällen die meisten der in einer gegebenen Krankheit bemerkbaren Symptome aufweisen kann, vermag diese Krankheit am schnellsten, gründlichsten und dauerhaftesten zu heilen: *Similia Similibus curantur***).

Dieses „ewige allgemeine Naturgesetz" beruht auf dem Satze, „dass immer nur eine einzige Krankheit im Körper bestehen kann", daher durchaus eine Krankheit der anderen weichen muss. Diese zweite Krankheit muss natürlich stärker sein als die erste, und dass ist nur eine gleichartige, welche demnach die erstere verdrängt. So wird eine acute Krankheit, wenn dem Körper eine andere acute Krankheit aufgedrungen wird, ebenso eine chronische durch eine künstlich erzeugte acute Krankheit geheilt (§§ 20, 28).

Für keinen einzigen dieser Sätze, deren Mehrzahl für unsere Begriffe etwas Ungeheuerliches an sich trägt, hat Hahnemann den Beweis der Wahrheit erbracht.

Schon die erste Stütze dieses „Naturgesetzes", dass im Körper stets nur eine Krankheit bestehen könne, widerstreitet so aller Erfahrung, dass sie sich nur aus der Unverfrorenheit, die Hahnemann im Aufstellen unerweislicher Behauptungen eigen ist, begreifen lässt. Geradezu erheiternd aber ist die Naivität, mit der

---

*) Die berühmte Dreiheit „cito, tuto, jucunde" hat den Asklepiades von Prussa (128—56 v. Chr.) zum Autor.

**) Der Entdecker des Grundsatzes „Similia Similibus curantur" ist übrigens nicht Hahnemann; noch weniger kann Hippokrates als solcher herangezogen werden, wie W. Sorge auf Grund einer Stelle in einer der Nach-Hippokratischen Schriften das thut. Der erste, welcher den Gedanken bestimmt formulirte, war H. Alberti in Halle, der 1734 eine Schrift unter dem Titel publicirte: „de curatione per similia", nachdem er 2 Jahre früher eine Abhandlung „de curatione per contraria" veröffentlicht hatte. Die beiden Originale sind mir leider nicht zugänglich.

er versichert, dass eine schon bestehende Krankheit durch eine neue und noch dazu durch eine gleichartige verdrängt wird. Treffend zeichnet Munk das Einfältige der ganzen Anschauung, indem er sagt: „Zugegeben nun, obgleich von Hahnemann in keiner Weise bewiesen, und, wie wir beweisen können, entschieden falsch, dass eine neue, stärkere, zu einer anderen ihr gleichen oder ähnlichen Krankheit kommende Krankheit diese vernichtet, woher ist denn bewiesen, erstens, dass die durch die Arznei bewirkte Krankheit die stärkere ist, und zweitens, was, wie ich meinen sollte, die Hauptsache ist, wie dann die Heilung zu Stande kommt? Mit meinem beschränkten Unterthanenverstande würde ich, wenn ich höre, dass die stärkere Krankheit die schwächere vernichtet, nicht schliessen, dass dann der Kranke gesund ist, sondern dass er dann die stärkere Krankheit, welche durch die Arznei bewirkt ist, statt der schwächeren, die er gehabt hat, zurückbehält und dass dann die stärkere Krankheit (welche durch die Arznei bewirkt ist) noch zu bewältigen ist. Hahnemann jedoch behauptet, den Beweis dafür bleibt er freilich schuldig, der durch die Arzneimittel zu erregenden grösseren Gegenkrankheit gemessene Dauer und Stärke zu geben, weil Maass und Gewicht ihrer Gaben in unserer Gewalt stehen. Maass und Gewicht der Gabe können aber doch nur höchstens eine stärkere Krankheit als die vorhandene bewirken und haben doch dann keinen Einfluss auf den Ablauf derselben, der ja ganz denselben Regeln unterworfen sein muss, wie jede andere Krankheit.“ Freilich hat Hahnemann später diese Auffassung von dem Vorgange der Heilung verlassen und das Bestehen der Arzneikrankheit an Stelle der ursprünglichen zugegeben. Die letztere ist dann, dieser späteren Auffassung nach, das eigentliche Heilobject, das nun seinerseits von der „Lebenskraft“ in Angriff genommen und von dieser bald in integrum restituirt wird. Im Grunde genommen ist das nur ein Changement de décoration, der Vorgang ist derselbe geblieben und nur noch unklarer geworden.

Die Frage, warum denn die Arzneikrankheit so stark ist, dass sie die anfängliche Krankheitspotenz verdrängt, und doch wieder so schwach, dass sie selbst von der „Lebenskraft“ überwunden wird, welche die erste schwächere nicht zu beseitigen vermochte, ist dadurch ihrer Lösung um nichts näher gebracht. Das Maass und die Richtung der Arzneiwirkung erklärt weder das eine noch das

andere, und die Behauptung, dass stets nur Eine Krankheit im Menschenleibe bestehen könne, bleibt gleich unverständlich und albern. Aber Hahnemann weiss sich zu helfen. Wo Gründe nicht ausreichen, da springt etwas anderes ein, die „Erfahrung" nämlich. Sie ist es, mit der er beweist und die für alles Mögliche und Unmögliche die breiteste und bequemste Grundlage abgibt. So auch hier. Die Erfahrung, das „alleinige und untrügliche Orakel der Heilkunst" beherrscht die Argumentation in den sämmtlichen Paragraphen des Organon, die das Similia Similibus begründen sollen. Und was für eine Erfahrung wird hier ins Feld geführt! Ich sehe ganz ab von Vergleichen wie die folgenden:

„Wie schlau wusste der Krieger das Gewinnsel des Spiessruthenläufers aus den mitleidigen Ohren der Umstehenden zu verdrängen? Durch die quikende, feine Pfeife mit der lärmenden Trommel gepaart! Und den in seinem Herzen Furcht erregenden fernen Donner der feindlichen Kanonen? Durch das tief erhebende Brummen der grossen Trommel!"

Ich will an dieser Stelle nur einen Einblick in das der Pathologie entnommene Material thun lassen, das in der umfangreichen Einleitung zusammengetragen und dazu bestimmt ist, das stille, nicht erkannte, aber stets thätige Walten seines Aehnlichkeitsgesetzes in der Heilkunde nachzuweisen. Leider muss ich mir auch dabei wieder versagen, nach Wunsch auf diese 48 Seiten füllenden, in Wahrheit hoch interessanten Beweisstücke einzugehen und mich darauf beschränken, an einem Theil von ihnen den Werth des Ganzen zu demonstriren.

Zunächst ist doch wohl mehr wie bedenklich, einen so umfangreichen Complex von Beobachtungen aus den Ueberlieferungen aller Länder und Jahrhunderte ohne jede Sichtung zusammenzutragen und das Vorhandene einfach zu nehmen, wo es sich bietet, ohne zuzusehen, wie und von wem es geboten wird. Die hier gegebene Compilation ist aber in einer so rohen und kritiklosen Weise zusammengestellt, enthält so viel Unrichtiges, Entstelltes und Absurdes, dass sie für den Fleiss ihres Verfertigers zwar ein günstiges, für seine Befähigung zu überzeugen aber das denkbar schlechteste Zeugniss ausstellt. Der Vorwurf, Stellen aus Schriftstellern älteren Datums — Hippokrates, Boerhave, de Haën,

Sydenham u. A. — entstellt und verunstaltet, ja selbst erfunden zu haben, um solche für das Simile zu verwerthen, ist schon früher gegen Hahnemann erhoben und bis heute ohne Widerlegung geblieben. Dass er die fiebererzeugende Kraft der Chinarinde erfunden hat, daran kann doch nur der zweifeln, der meint, der Geber alles Guten, „der Hahnemann durch unablässiges Nachdenken, unermüdete Forschung, treue Beobachtungen und die genauesten Versuche das erhabene Räthsel zum Wohle der Menschheit lösen liess", habe seinem auserlesenen Rüstzeuge einen für die Prüfung der Arzneimittel besonders hergerichteten Körper mitgegeben. Ebenso bekannt ist, dass Hahnemann 1801 ein neues Laugensalz entdeckt haben wollte, das von ihm „Alkali Pneum" genannt und zu 1 Friedrichsd'or die Unze verkauft wurde, das sich aber bei genauerem Zusehen als gemeinen Borax entpuppte. Und auf Seite 7 der Einleitung zum Organon heisst es: „Das englische Schweissfieber, das im Jahre 1485 zuerst erschien und anfänglich, wie Willis versichert, von 100 Personen 99 tödete, konnte nicht eher gebändigt werden, bis man den Kranken schweisserregende Mittel zu geben lernte. Von der Zeit an starben nur wenige, wie Sennert bemerkt." Die Sache verhält sich genau umgekehrt. So lange man die unglücklichen Kranken schwitzen liess — und das war eben anfänglich — erreichte die Sterblichkeitsziffer eine erschreckende Höhe. Sie wurde erst herabgedrückt, als man anfing, das Schwitzenlassen energisch zu beschränken, und nur für eine leichte Diaphorese, bei sonst indifferenter Behandlung, zu sorgen. Besonders in Deutschland, wo man die Kranken sogar einnähte, war der Prozentsatz an Todten ein ungeheurer, bis man dann auch hier zur Umkehr gelangte. (Siehe Haeser, §§. 227 u. 228.) Dass dabei eine ganze Menge von Heilungen auch unheilbarer Uebel, wie Krebs, Amaurose u. dgl. mitunterlaufen, ist danach nicht wunderlich.

In eine andere Kategorie gehören die Beobachtungen, die selbst nicht bestritten werden sollen, die aber unrichtig aufgefasst und erklärt sind. Auch deren gibt es eine stattliche Anzahl. So meint er Seite 22, die Radix Ipecacuanhae helfe gegen Durchfall, Blutflüsse und krampfhafte Engbrüstigkeit, weil sie am Gesunden diese Zufälle hervorrufe. Die Sache bedarf für den Fachmann keiner weiteren Ausführung, ist aber doch für die Methode, nach

der Hahnemann Beobachtungen verwerthet, charakteristisch. Er macht nämlich den Zusatz, dass sie in der Engbrüstigkeit auch helfe, ohne Ausleerungen zu bewirken, bezieht sich also auf kleine Dosen des Mittels. Der Grund ist unschwer einzusehen. Der Versuch, an Stelle des Brechakts die Athemnoth zu setzen, musste selbst für den Laien, an den er sich vorzüglich wendet, unfassbar sein, da die Ipecacuanha auch dem Volke als Emeticum bekannt war, das ebenso erfahrungsmässig den günstigen Einfluss eines Brechmittels bei gewissen Zuständen der Athmungswerkzeuge erprobt hatte. Die für das Princip so wichtige Schlussfolgerung, dass die Brechwurzel nur deshalb gegen Athemnoth nütze, weil sie solche zu Wege bringe, liess sich folglich mit Beziehung auf grössere Dosen gar nicht machen. Ueberhaupt spielt die Grösse der Einzelgabe bei der Erklärung gewisser Arzneiwirkungen im Sinne Hahnemann's eine grosse Rolle. Freilich achtet Hahnemann nicht darauf. So heisst es Seite 19, dass der chinesische Thee ein vorzügliches Heilmittel in Strapazen sei, ebenfalls einzig und allein durch seine allgemeine Schwäche erzeugende Kraft und dass er Schlafsucht in Krankheiten heile durch seine Eigenschaft, Schläfrigkeit zu erzeugen. Bekanntlich erregt der Thee in der Gabe, in welcher er zur Auffrischung des Allgemeinbefindens genommen wird, immer; man mag ermüdet sein oder nicht, die Symptome einer erhöhten Erregbarkeit machen sich geltend. Er wirkt also, um die Sprachweise Hahnemann's beizubehalten, „allöopathisch". Zu einer allgemeinen Depression kommt es erst bei ganz grossen, giftigen Gaben, die doch hier auszuschliessen sind. Und was dann die einschläfernde Wirkung des Thees anbetrifft, so kennt die wohl auch, ausser den Homöopathen und hier und da einer hysterischen, also geistig alienirten Frau, Niemand.

Hierzu kommt dann noch eine Anzahl von Beobachtungen, mit deren Beweiskraft es noch viel bedenklicher aussieht. Dahin gehören die Behauptungen über die Wirksamkeit des Campher im Nervenfieber, der China im Wechselfieber, der Senna und Jalappe bei Kolik und anderer mehr. Sie beweisen sammt und sonders das Gegentheil von dem was sie beweisen sollen. Namentlich die angezogene Wirkung der beiden Drastika ist luce clarius „allopathisch", und das ist um so schlimmer, als sie auch noch dazu

für die Wahrheit und Berechtigung der von Hahnemann so nachdrücklich bekämpften Causaltherapie eintreten. Der Gedankengang ist folgender:

Jalappe bringt am Gesunden Leibschmerzen, Unruhe und Umherwerfen hervor; die guten Dienste, welche das Mittel gegen diese Beschwerden kleiner Kinder oft thut, sind also dem waltenden Aehnlichkeitsprincip zuzuschreiben. Desgleichen hilft Senna bei heftigen Kolikschmerzen mit schlaflosen Nächten, weil sie am Gesunden solches in Aehnlichkeit erzeugt. Nun ist es ganz gewiss ebenso richtig, dass Jalappe und Fol. Sennae Leibschmerzen verursachen, wie es wahr ist, dass Leibschmerzen gerade nicht geeignet sind, Grosse zum Schlafen und Kinder zum Stillliegen zu bringen. Thun die beiden Drastica das aber, so thun sie auch ein zweites, sie rufen Diarrhoe hervor, auf die es im vorliegenden Falle ankommt, um den der Quantität oder Qualität nach die Ursache der Krankheit abgebenden Darminhalt aus diesem zu entfernen. Weichen also mit dem abnormen Inhalt die Beschwerden im Tractus intestinalis, so geschieht das nicht weil, sondern obgleich die angeführten Mittel Erscheinungen, den geschilderten ähnlich, zur Folge haben. Der gesundmachende Effect ist in diesem Falle lediglich an die Erfüllung der von Hahnemann so viel geschmähten Forderung „Tolle causam“ gebunden.

Interessant sind noch zwei Fälle, die Hahnemann Seite 30 citirt, von denen der eine zu den von ihm und seinen Nachfolgern bis in die Gegenwart hinein mit Vorliebe aus dem täglichen Leben entnommenen Beobachtungen gehört. Beide sollen die Wirksamkeit eines Mittels homöopathisch erklären, über das gerade die Neuzeit wichtige und kaum geahnte Aufschlüsse gegeben hat, des Alkohols nämlich. Seite 30 der Vorrede heisst es: „Feuriger Wein stillt oft, wie Murray bezeugt, eine lästige Erhitzung des Körpers und die allzuheftige Erregung des Pulses — offenbar homöopathisch!“ Die zweite Beobachtung hat Rademacher zum Gewährsmann, der „ein fieberhaftes Delirium in einer einzigen Nacht mit Weintrinken kurirt hat.“ Wem fällt hier nicht, ruft Hahnemann aus, die Macht des analogen Arzneireizes in die Augen? Gegen die Heilwirkungen dieser gewiss nicht unangenehmen Therapie lässt sich auch unsererseits nichts einwenden. Freilich wissen wir jetzt, dass die beruhigende Heilkraft des Weingeistes bei gewissen Fieberzu-

ständen nicht auf einer „Hitze erzeugenden“ Eigenthümlichkeit beruht, sondern lediglich als der Effect einer von ihm bewirkten Temperaturherabsetzung anzusehen ist. Auch das hat die von den Homöopathen aller Schattirungen so stiefmütterlich behandelte Art der Arzneiprüfung der wissenschaftlichen Schule an das Licht gebracht und die Beobachtung am Krankenbett hat das Experiment zur helfenden Wahrheit werden lassen. Eine andere Eigenschaft des Alkohols macht das Punctum saliens in der zweiten Beobachtung aus, die sich S. 47 findet, und lautet: „Der alte, kluge Schnitter wird, wenn er auch sonst keinen Branntwein trinkt, doch in dem Falle, wenn er in der Sonnengluth sich bis zum hitzigen Fieber angestrengt hat, nicht kaltes Wasser (c. c. c.) trinken, sondern einen mässigen Schluck Branntwein; die Lehrerin der Wahrheit, die Erfahrung, überzeugte ihn von dem Vorzuge des homöopathischen Verfahrens.“ Zufällig liegt die Sache ganz anders. Abgesehen davon, dass der erhitzte Arbeiter nicht puren Branntwein, sondern Wasser mit Branntwein trinkt, wissen wir heute aus den Versuchen von L. Hermann, dass die Einfuhr kalten Wassers in den erhitzten Magen plötzliche Verengerung der Gefässe des Unterleibs hervorruft, die vom Organismus nicht ohne krankhafte Reaktion ertragen wird. Vom Weingeist ist bekannt, dass er das Gegentheil an den Gefässen erzeugt, er erweitert sie, wo er mit ihnen und ihren Nerven in Berührung kommt: in der Mundhöhle, im Magen und in der Haut entsteht das Gefähl der Wärme durch den vermehrten Blutzufluss. Der Weingeist gleicht demnach eine schädliche Wirkung des zum Durstlöschen aufgenommenen kalten Wassers aus und wirkt demnach ganz im entgegengesetzten Sinne, wie Hahnemann in seiner leichtfüssigen Erklärung annimmt.

Sn viel von den Beobachtungen, die, theilweise wenigstens, richtig angeschaut aber falsch interpretirt sind. Ihnen gegenüber steht die ungeheure Zahl der nach der rohesten Empirie zusammengestellten, meistentheils unwahren und oft geradezu unsinnigen und lächerlichen Arzneimittelwirkungen. Einige davon mögen hier noch Stelle finden.

Wolfsmilch heilt eine Art Wassersucht, weil nach Auflegen derselben auf den Unterleib eine Wassergeschwulst des ganzen Körpers erfolgte. Dasselbe thut der Faulbeerkreuzdorn aus demselben Grunde (§ 16 und 17). Ebenso kräftig wirkt der Schwarz-

holder und der Schwarznachtschatten gegen gewisse Arten von Hydrops, weil sie, dem Körper aufgelegt, ebenfalls Oedeme erzeugen (ibidem). Und erst das Folgende; Darmsaiten, in die Harnröhre eingelegt, erregen allemal einen Schleimabfluss — folglich heilen sie so oft alte Nachtripper (§ 7)! Rosenwasser erzeugt Augenentzündung, folglich wendet man es gegen diese an. Taxus erzeugt Husten, folglich heilt es ihn auch (§ 18). Und so geht es weiter, viele Seiten hindurch. Der unglaublichste Unsinn wird mit einer Ernsthaftigkeit zu Markte getragen, welche oft die Komik geradezu herausfordert. Oder kann man sich füglich des Lachens enthalten, wenn man § 16 derselben Einleitung liest: „Hat das Bittersüss, wie Haller bei Vicat versichert, einen durch Verkältung entstandenen Husten geheilt, so kam das einzig daher, weil es bei feuchtkalter Luft vorzüglich geeignet ist, mancherlei Verkältungsbeschwerden hervorzurufen, wie Carrere und de Haën beobachteten.“ Als ob eine nasskalte Witterung nicht allein ausreichte, hunderte von Menschen sich gehörig erkälten zu lassen — und dazu, meint Hahnemann, soll man zuerst noch Bittersüss nehmen.!

Es erübrigt nun noch, von der Art der Anwendung der Arzneimittel zu reden.

Hierüber schreibt der § 129 sowie der § 132 des Organon vor:

„Bei der Erforschung der Krankheiten sind die auffallenderen, sonderlichen, charakteristischen Zeichen ins Auge zu fassen und das Mittel zu wählen, das in seiner Anwendung diese Symptome in möglichster Aehnlichkeit hervorbringt. Durch dieses Mittel wird dann die Kranhheit sicher und ohne Beschwerde geheilt. Eine kleine Verschlimmerung in den ersten Stunden ist von guter Vorbedeutung, da die Arzneikrankheit natürlich etwas stärker sein muss als das zu heilende Uebel. Findet sich (§§ 139 und 140) von dem ersten Mittel, wegen nicht genügender Congruens der Krankheitsbilder die Krankheit nicht ganz getilgt, so nimmt man das nächst passende, bleiben dann noch einige Symptome das folgende, u. s. f. bis die Krankheit ganz geheilt ist.“

Wir haben bereits bei der Besprechung des Hahnemann'schen Krankheitsbegriffs auf das Fremdartige und Unverständliche dieser Anschauung hingewiesen. Es lässt sich nun einmal mit unserem

Denken nicht in Uebereinstimmung bringen, dass Gleiches zu Gleichem addirt, das Entgegengesetzte gibt. Und es ist und bleibt nach unseren Begriffen ein gar merkwürdiges Verlangen, an Stelle einer gesunden Logik Erfahrungen in den Kauf zu nehmen, wie sie im Organon stehen. Aber man stösst sich nicht an die eigenthümliche Addition allein. Wenn ein Mittel, dessen charakteristische Symptome einem bestimmten Krankheitsbilde gleichen, dem Körper einverleibt wird, wo bleiben dann die übrigen, oft nach Hunderten zählenden Symptome, die dem Leiden nicht entsprechen? Ja, sagt Hahnemann, damit ist es etwas anders. „Nur die den Krankheitssymptomen entsprechenden Arzneisymptome sind in Wirksamkeit, die oft sehr vielen übrigen Symptome, welche in dem vorliegenden Krankheitsfalle keine Anwendung finden, schweigen gänzlich“ (Organon § 131). Man höre die Begründung: „Vermuthlich weil sich die ganze Kraft des specifischen Heilmittels auf seine der Krankheit ähnlichen Symptome concentrirt und sich darin erschöpft.“ Aber, wird man fragen, warum bringt dann ein und dasselbe Medikament bei dem Gesunden so hundertfältige Wirkung zu Stande, bei dem Kranken nur eine eng begrenzte und genau fixirte? Die Affinität verwandter Veränderungen genügt doch wahrlich nicht zur Erklärung. Denn der Gesunde ist ja der einzige und ausschliessliche Prüfstein für das ärztliche Handeln, er ist für den Homöopathen dasselbe, was die Form für den Giesser ist. Und wenn nun das, was die Arzneimittellehre aus „untrüglichen und unter der genauesten Beobachtung angestellten Versuchen“ als einem Mittel specifisch angehörig erwiesen hat, unter anderen Umständen, am Krankenbett schweigt, was dann? „Vermuthlich“ sagt Hahnemann. Sonderbarer Contrast zu seiner sonstigen Bestimmtheit! Aber er hat noch einen andern Grund. „Die Arzneigabe, die in tiefer Verkleinerung nöthig ist, ist so gering, dass sie die nicht zu den homöopathischen gehörenden Symptome in den von der Krankheit freien Theilen des Körpers zu äussern viel zu schwach ist.“ Auch wieder eine merkwürdige Ausnahme von der Regel. Beim Gesunden wirkt ein Arzneimittel um so energischer, je kleiner die Dosis ist, seine Kraft steigert sich, wie wir gleich sehen werden, zu um so wunderbarerer Leistung, je verdünnter die Substanz, je höher potenzirt sie ist. Und hier soll man nun wieder das Gegentheil glauben. Warum? Weshalb? Das erfährt man

nicht. Es ist so, sagt Hahnemann, und daran lasst Euch genügen. Immer wiederholt sich dieselbe Art der Beweisführung: entweder gar keine oder eine höchst zweifelhafte Begründung, für welche schliesslich ebenso constant als ultima ratio die angebliche Erfahrung eintritt.

Der Schluss der Hahnemann'schen Doktrin, der ihn noch mehr wie die bisher besprochenen Lehrsätze von der wissenschaftlichen Heilkunde scheidet, ist seine Potenztheorie.

„Das Heilmittel ist nur so stark einzurichten, dass es nur eben zur Absicht hinreicht und durch unnöthige Stärke den Körper nicht im mindesten angreife. Die Erfahrung zeigt aber, dass keine Gabe des homöopathisch gewählten Arzneimittels so klein sei, dass sie nicht stärker wäre als die natürliche Krankheit und sie nicht besiegen könne“ (242, 244). In weiterer Ausführung dieses Grundgedankens heisst es dann, dass die Wirksamkeit dieser kleinen Dosen auf einer erst durch die feinere Vertheilung herbeigeführten Erschliessung der Kraft beruhe. Diese Vertheilung, die Kraftentwicklung des Medicaments, wurde von Hahnemann auf folgende Weise erreicht.

Die Arzneipflanzen wurden zu reinen oder Urtincturen, die unlöslichen Stoffe aus dem Mineralreiche zu Verreibungen oder Trituren verarbeitet. Der aus der frischen Pflanze ausgepresste Saft wurde zur Hälfte mit Weingeist vermischt, in verstopften Gläsern Tag und Nacht stehen gelassen und dann das Klare abgegossen. Die so gewonnene Flüssigkeit, die durch die Anwesenheit des Weingeistes und das Aufbewahren im Dunkeln vor Gährung geschützt war, repräsentirt die Urtinctur. Um diese zu erschliessen, d. i. heilkräftig zu machen, wurde sie in folgender Weise verdünnt. Ein Tropfen der Urtinctur mit 100 Tropfen Weingeist oder Wasser — die Vorschrift wechselt — durch einige Schüttelschläge in einem verschlossenen Glase gemischt, gab die I. Potenz. Ein Tropfen dieser I. Potenz auf dieselbe Weise mit 100 Tropfen Weingeist oder Wasser geschüttelt, gab die II. Potenz u. s. f. bis zur XXX. Potenz und darüber hinaus.

Die Verreibungen wurden in der Weise hergestellt, dass 1 Gran des Arzneistoffs mit 100 Gran Milchzucker eine Stunde lang zur

I. Potenz, von dieser wieder 1 Gran mit weiteren 100 Gran zur II. Potenz und aus dieser wieder die III. Potenz auf dieselbe Weise verrieben wurde. Das waren die 3 Trituren der unauflöslichen Stoffe, deren höhere Verdünnung dadurch erzielt wurde, dass 1 Gran der 3. Tritur in 100 Tropfen Weingeist gelöst wurde; die weiteren Potenzen gewann man dann wie oben angegeben. Das stundenlange Verreiben der Stoffe bis zur XXX. Potenz mag Hahnemann doch wohl etwas unbequem gewesen sein, weshalb er frischweg die Behauptung aufstellte, unlösliche Dinge seien durch die dreimalige Potenzirung löslich geworden. Dieser XXX. Potenz, in der 1 Decilliontel Tropfen der Urtinctur gelöst war, bediente sich Hahnemann fast ausschliesslich, da er fand, dass sie zur Heilung ausreichend war, und niedere Potenzen bei reizbaren Personen oft gar gewaltige, zu angreifende Wirkungen hervorbrachten.

Also auch hier wieder eine Anschauung, welche allem widerspricht, was wir als erwiesene Wahrheit anzunehmen gewohnt sind. Die obigen Sätze Hahnemann's, kurz zusammengefasst, wollen doch weiter nichts sagen als: die Wirkung eines Arzneimittels klebt zwar der Materie an, aber so, dass mit dem Verschwinden der letzteren die erstere zunimmt, Kraft und Stoff stehen also im umgekehrten Verhältnisse. Mit andern Worten: der Theil ist mehr wie das Ganze.

Fragt man auch hier nach Gründen, so wird man noch weniger befriedigt wie vorher. Denn der Versuch Hahnemann's, auch dem Nichteingeweihten die Erschliessung der Kraft durch Verdünnung plausibel zu machen, ist eben nur Versuch geblieben. Oder richtet sich etwa ein Schluss nicht durch sich selbst wie der folgende: „Acht Tropfen Tinctur eines Arzneistoffs auf die Gabe wirken nicht viermal mehr Effekt als zwei Tropfen derselben auf die Gabe, sondern nur etwa doppelt so viel als zwei Tropfen auf die Gabe?“ (Organon §. 253.) Woher nimmt Hahnemann das Recht, ohne den Schatten eines Beweises zu sagen: „8 Tropfen sind in ihrer Wirkung nicht $= 2 \times 4$, sondern nur $= 4$ Tropfen?“ Hat ihm das auch die Erfahrung dictirt? Und wie unzutreffend sind nicht die in einer Anmerkung angezogenen Analoga, die Elektricität, das Licht, die Wärme, der Magnetismus! Seht, sagt Hahnemann, die ungeheuren Wirkungen dieser Dinge, die trotz ihrer Unwägbarkeit, also trotz ihrer ausserordentlichen Kleinheit,

doch auf so weite Entfernungen noch zur vollen Geltung kommen! Das alles zugegeben, beweist es dann etwas für die Zunahme des Effects bei Abnahme der Quantität? Ich dächte ganz und gar nicht. Es kann doch unmöglich noch Gegenstand der Discussion sein, dass alle diese Dinge in demselben Maasse an Qualität (Extensität) abnehmen, als sie quantitativ verlieren. Oder wirkt etwa die Wärme des Ofens stärker auf uns ein, je weiter wir davon entfernt sind? Und verhält es sich mit dem Lichte, der Elektricität oder dem Magnetismus nicht ebenso?

Zur weiteren Erklärung der Intensitätszunahme mit zunehmender Verdünnung vindicirt Hahnemann durch letztere dem Heilmittel eine grössere Ausbreitungsfähigkeit und damit eine grössere Heilwirkung zu. (Organon §. 250.) Darauf antwortet Munk sehr richtig: „— Und es wird wohl niemand leugnen, dass ein fein zerriebenes Pfefferkorn mehr wirkt, wie ein ganz verschlucktes? Um aber mehr zu wirken, muss die ganze zerriebene Masse eingegeben werden und nicht von dieser zerriebenen Masse nur ein kleines Theilchen. Dieses wird natürlich nur eine verhältnissmässig grössere Wirkung haben, als das ganze Pfefferkorn und diese Wirkung wird um so geringer werden, je grösser man die Theilung macht und desto kleinere Mengen des getheilten man davon in den Körper führt. Sie wird vollkommen Null sein, wenn die Verdünnung die Grenzen der Atome überschreitet. Hahnemann gibt den so und so vielten Theil der decillionten Verdünnung eines einzigen Tropfens und meint nun noch eine grössere Wirkung zu erzielen, als gebe er die ganze Decillion Tropfen auf einen Schluck.“ Und nun vergleiche man erst die Wirkungen dieser potenzirten Arzneimittel mit der Quantität der ihnen noch anklebenden, heilkräftigen Substanz! Man bedenke, dass z. B. die X. Potenz eines Medicaments 1 Quintilliontel Tropfen der Urtinctur und die XXX. Potenz 1 Decilliontel Tropfen derselben in Spiritus oder Wasser enthält. Man werde sich klar darüber, was das heisst! Bei Munk findet sich folgende Rechnung: Der Cubikfuss Wasser enthalte etwa 3 Millionen Tropfen, die Cubikmeile also etwa 780,000 Trillionen Tropfen. Der Inhalt der Erde beträgt 2662 Millionen Cubikmeilen, müsste also, von reinem Wasser gedacht, etwa 2080 Quinquillionen Tropfen fassen. Danach haben 1 Decillion Tropfen einen Umfang von

480,769, 230,769, 230,769, 230,769, 230.

IV. III. II. I.

solcher Körper wie unsere Erde ist. Und wenn man in diese Menge Einen Tropfen einer Arzneitinctur schüttet und tüchtig das Ganze durcheinanderschüttelt, so erhält man mit einigen Tropfen dieser Verdünnung merkwürdige Wirkungen!

Mit Einem Tropfen einer solchen Decillionverdünnung von Krähenaugentinctur sah Hahnemann ziemlich genau halb so viel Wirkung wie mit einem Tropfen quinquillionfacher Verdünnung, ja er beobachtete mit einem solchen von Kockelskörnern das Eintreten einer Lähmung der ganzen linken Seite und sah die Wirkung eines Tropfens einer decillionfachen Verdünnung des Kochsalzes 50 Tage anhalten! (Munk, §. 24 u. 25).

Aber damit noch nicht genug. Es gibt sogar Patienten — feinfühlig nennt sie Hahnemann — für welche diese Verdünnung schon zu stark ist! Diese dürfen dann die mit denselben benetzten Streukügelchen nur auf die Zunge nehmen, ja einige Menschen sind so sensibel und so reizbar, dass auch diese Arzneiwirkung schon zu mittelbar ist, sie — riechen nur an dem geöffneten Fläschchen, um geheilt zu sein (Organon § 259). Eine Zeit lang setzte Hahnemann sogar für alle Fälle das Riechen an der X. Potenz als Norm fest (Jahr S. XV. der Vorrede). Wer wird Hahnemann da nicht beistimmen, wenn er § 245 desselben Organon sagt, dass die Empfindlichkeit des kranken Körpers gegen Arzneimittel allen Glauben übersteigt?*) In der That muss man orthodoxer Hahnemannianer sein um zu glauben, dass derart „erschlossene“ Arzneimittel schon auf der Zunge, auch wenn sie gar

---

*) Wer sich davon einen rechten Begriff machen will, dem empfehle ich „Arthur Lutze, Hahnemann's Todtenfeier“ zum näheren Studium. Dieser Grossmeister der Homöopathie hat, als echter Jünger des Meisters, den er „den Heiland der Körperwelt“ nennt, Dinge vollbracht, welche ihn zur Zeit der Hexen und Zauberer sicher auf den Scheiterhaufen geführt haben würden. Er heilte unter anderm mit Einer Dosis eines homöopathischen Mittels: Katalepsie, Epilepsie, Wechselfieber, gänzliche Taubheit, Schwindsucht, Blutstürze und Blutbrechen, Muttervorfälle, Unterleibsbrüche u. s. w. u. s. w. Nach mehrwöchentlicher Behandlung: Taubheit, Blindheit, Hornhautgeschwüre und Narben, Brustkrebs, Knochenfrass, Rückgratsverkrümmungen u. s. w. und auf Seite 109 „fangen 3 Taubstumme bereits an zu hören.“

nicht heruntergeschluckt werden können, ihren vollen Effekt auf die Gesammtheit aller übrigen Organe ausrichten (Organon § 259) Und was für eine Dosis homöopathischer Rechtgläubigkeit gehört nicht dazu, mit Hahnemann (ibidem) anzunehmen, dass, wenn die Application per os oder per anum unmöglich ist, „schon das blosse Auflegen der Arznei auf die empfindlichsten äusseren Theile, z. B. den Unterleib, die Herzgrube u. s. w. nicht viel weniger bei bei empfindlichen Personen ausrichtet, als das Einnehmen.“ Doch muss — so wird beschränkend hinzugefügt — eine kräftigere Arzneiform hierzu gewählt und eine grössere Fläche damit belegt und, wenn die Kraft noch stärker sein soll, das Einreiben noch mit zu Hülfe genommen, auch wohl die Arznei in stärkerer Menge, im halben oder ganzen Bade angewendet werden“ — als wenn damit etwas erreicht wäre, wenn man an Stelle der 30. etwa die 10. oder die 5. Potenz nimmt. Ist doch von den meisten unserer nicht flüchtigen Arzneimittel, wenn wir sie in Salbenform einreiben, oder in stark prozentischen Bädern anwenden lassen, erwiesen, dass die unverletzte Haut für sie vollständig impermeabel ist. Und dabei der Unterschied in der Menge heilkräftiger Substanz der von uns angewandten Dosis und einer Hahnemannschen Potenz!

Erwägt man ferner, dass unter den von Hahnemann benutzten Arzneistoffen sich eine ganze Menge findet, die in Wasser und Weingeist absolut unlöslich sind, und dass die Hahnemannsche Behauptung, nach der dritten Verreibung seien alle Arzneikörper in Wasser oder Weingeist löslich geworden, ein von ihm durch nichts erwiesener Trugschluss ist, und nimmt man hinzu, dass von einer ganzen Reihe seiner Arzneimittel nachgewiesen ist, wie sie unserem Körper gegenüber sich vollständig indifferent verhalten, sowie endlich, dass Hahnemann die absonderliche Wirkung gewisser Arzneipotenzen daraus erklärt, dass durch seine Verdünnung eine vollständige Aenderung der physikalischen und chemischen Eigenschaften der Stoffe herbeigeführt werde, eine Behauptung (Chronische Krankheiten Bd. II. §§ 1 u. ff.), die aller Wissenschaft Hohn spricht wie die obige, so kann man von einer weiteren Kritik füglich absehen. Nur Eines noch sei hier anzuführen mir gestattet: die Wirkung der „erschlossenen“ Arzneimittel in den Fällen, in

welchen Krankheit und Arzneimittel nicht congruent sind. Während nämlich auf der einen Seite den Potenzen eine fast überirdische Kraft und Gewalt innewohnt, wirken sie nichts — wenn man sich in der Wahl des Mittels geirrt hat. „Denn, sagt Hahnemann (Organon § 247) die Gabe ist so klein, dass, wenn den Heilkünstler die menschliche Schwäche je verleitet hätte — nach Hahnemann überhaupt kaum denkbar, daher der Conjunctiv — eine unpassende Arznei gewählt zu haben, diese Kleinheit den Nachtheil ihrer Unpassenheit in der Krankheit bis zur Geringfügigkeit vermindert, welcher (sc. der Nachtheil) von der möglichst kleinen Gabe auch viel zu schwach ist, als dass er durch die eigene Energie der Natur und durch schnelle Entgegensetzung des nun angemessener gewählten homöopathischen Heilmittels, ebenfalls in kleinster Gabe, nicht alsbald wieder ausgelöscht und wieder gut gemacht werden könnte."

Wiederum ein nicht gelöstes Räthsel! Wiederum jener unaufgeklärte Widerspruch zwisehen einer bald ausserordentlichen „wahrhaft dynamischen" Wirkung und einem nahezu vollständigen Schweigen jeden Effects, wenn die Umstände dies erfordern. Das „Warum" bleibt Hahnemann bis zu Ende schuldig.

So die Lehre Hahnemann's, die Homöopathie, wie er sie erdacht, entwickelt und ausgeübt hat.

Das hier Niedergelegte bietet, mit Uebergehung aller unwesentlichen Detailfragen, das Wichtigste und Wissenswerthe in dem natürlichen Zusammenhange, in welchem die Einzelheiten des Systems zu einander stehen. Die Schöpfung Hahnemann's ist ein geschlossenes Ganze, das als solches, obwohl es neben der nüchternen Wirklichkeit keinen Platz hat, vortheilhaft sich abhebt gegen die Afterhomöopathie, welche die heutigen Jünger des Meisters auf den Markt bringen. Der Grundgedanke ist das Aehnlichkeitsgesetz mit seiner Formel: *Similia Similibus curantur*. Von diesem entdeckten „Naturgesetz" aus hat Hahnemann das Uebrige construirt, das, unter dem Zwange dieses starren Princips entstanden, die Willkürlichkeiten der Logik und das Häufen unerweislicher Behauptungen leicht erklärlich macht. Das Suchen nach einer stabilen Gesetzmässigkeit, nach einer einzigen, einheitlichen Formel, welche Krankheit und Heilung in bestimmte Regeln zwängte, lag im Geiste der Zeit, und Hahnemann war eben nicht mehr und nicht weniger

als ein Kind jener Epoche in der Medicin, die man billig das Zeitalter der Schablone nennen sollte. Dafür nennt er auch — seine Jünger mögen sich noch so sehr dagegen sträuben — was der Zeit entsprach, in vollem Maasse sein Eigen: das Suchen nach der Kraft, welcher die Materie abhanden gekommen ist. Und so ist denn der Grundgedanke des Systems ein nebelhafter Mysticismus, der mit allem unvereinbar ist, was wir als indiscutables Ergebniss einer naturwissenschaftlichen Forschung anzunehmen gewohnt sind. Die Lehre von der Immaterialität der Krankheit und ihrer Ursachen, die daran anschliessende, der Hauptsache nach dynamische und geheimnissvolle Auffassung der Arzneikörper und ihrer Wirkungen, sowie endlich der Gedanke der zunehmenden Kraftentwicklung mit Abnahme ihrer wirksamen Grundlage, das alles sind Dinge, für welche es neben der heutigen Physiologie, Pathologie und Pharmakologie keinen Platz mehr gibt.

Ich schliesse mit den Worten Jürgensen's: „Hat Hahnemann Recht, dann ist unsere Wissenschaft, dann sind die Grundlagen unseres Denkens überhaupt Unsinn; hat er Unrecht, dann kann seine Lehre nicht anders bezeichnet werden — ein Drittes gibt es nicht.“

Die Homöopathie der Neuzeit.

I. Theoretisches.

Als Einleitung in die Homöopathie der Gegenwart diene ein kurzer Rückblick auf den Gang, den die Homöopathie seit dem Tode des Stifters genommen hat. Die Aehnlichkeitslehre der Neueren hat sich aus der Lehre Hahnemann's in so eigenartiger Weise herausentwickelt, dass die Kenntniss dieses Entwicklungsprocesses zum Verständniss ihres Wesens erforderlich ist. Die Geschichte einer Idee ist ausserdem ein Gericht, sprechender oft und unparteiischer als alles theoretische Erörtern.

Die Homöopathie Hahnemann's reicht als solche bis zu Anfang der dreissiger Jahre, dem eigentlichen Beginne der naturwissenschaftlichen Forschung in der deutschen Medicin.

Der erste Erfolg, den die neue Lehre, bereits zu Lebzeiten Hahnemann's, zu verzeichnen hatte, war ihre Aufnahme und Ausbreitung seitens der Laienwelt. Dazu haben zwei Factoren beigetragen. Einmal lag es im Charakter der Zeit, jedwede Neuerung mit Eifer aufzugreifen. Dann aber war die neue Lehre in Form und Inhalt entschieden volksthümlich. Das „Organon“ war der Appell seines Verfassers von der ärztlichen Welt an die grosse Masse. Indem er die Wissenschaft einfach bei Seite setzte, imponirte er dem Volke mit dem, was seiner Fassungskraft entsprach und zugleich seinen Hang nach Wunderbarem befriedigte. Die Leichtigkeit, mit der jetzt auch der Laie handelnd an das Krankenbett trat, die so nachdrücklich verheissene Sicherheit des Erfolges, beides gestützt auf die wunderbare und geheimnissvolle Kraftentwicklung winziger Arzneigaben, und beides getragen von dem

wirkungsvollen Glauben an eine Vorsehung, die für jede Krankheit auch ein Mittel bereit hielt, das alles musste auf die Menge mächtig wirken. Diese Volksmedicin bewegte sich aber ganz innerhalb der Hahnemann'schen Anschauungen; etwas Neues, Eigenthümliches ist aus ihr nicht hervorgegangen. Nur gelangte bei ihren Jüngern das Bekenntniss, dass positive, wissenschaftliche Kenntnisse für den Arzt eigentlich vom Uebel seien, zu immer krasserem Ausdruck.

Nachdem Hahnemann damit vorangegangen war, die Anatomie, die Grundlage medicinischen Wissens und Könnens, verächtlich zu ignoriren, wen wird es da Wunder nehmen bei Arthur Lutze zu lesen:

„Will man seine Kenntnisse darin (sc. in der Anatomie) recht erweitern, so sehe man einem Fleischer bei dem Schlachten eines Schweines zu. Wer glaubt, dass er mehr Anatomie brauche, um heilen zu können, der irrt, oder ist nur in dem Wahn befangen, weil er es sich von solchen, die nichts weiter gekonnt haben, hat vorschwatzen lassen.“ (Seite 45.)

Auch ist nicht schwer zu begreifen, dass diese Volkshomöopathie später religiöse Dogmen mit homöopathischen Glaubenssätzen vermengte. Setzte doch die neue Lehre mehr Glauben als Wissen bei ihren Anhängern voraus.*)

Bald aber fingen auch die Aerzte an mit der Homöopathie sich zu beschäftigen. Versprach sie doch aus der überall in medicinischen Dingen herrschenden Unklarheit und Verworrenheit auf einen sichern Grund und Boden zu führen. Schon 1822 entstanden Vereine homöopathischer Aerzte, wurden Zeitschriften gegründet und Hospitäler, wie in Wien und Leipzig, ins Leben gerufen.

Dieser Parteinahme seitens der Aerzte folgte aber der Zwiespalt auf dem Fusse. Nichts war natürlicher. Die neue Theorie hatte zu viel Willkürliches und Paradoxes, als dass sie auf die Dauer Verbesserungsversuchen hätte entgehen können. Der Maassstab, den die ärztliche Welt an die Fundamentalsätze des Systems legte, war doch ein anderer, als der des grossen Haufens. Dann aber trat Hahnemann selbst 1828 mit einem Bekenntnisse an

---

*) Das Nähere darüber findet sich bei Munk „Ueber das Wesen der Homöopathie“ S. 37.

die Oeffentlichkeit, das die gerühmten praktischen Erfolge seiner Heilmittellehre mit Einem Schlage aus der Welt schaffte. In der Vorrede zur 1. Auflage seiner „chronischen Krankheiten“ erklärte er nämlich: „dass der Anfang der homöopathischen Behandlung dieser Krankheiten erfreulich, die Fortsetzung minder günstig, der Ausgang hoffnungslos gewesen sei.“

Das Endresultat von so viel aufgewandtem Geist und Beobachtung war für die „auf die unumstösslichsten Pfeiler der Wahrheit gegründete“ Lehre ein harter Schlag. Doch Hahnemann wusste sich zu helfen. Eine neue „Krankheitslehre“ sollte das gestörte Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis wieder herstellen: die Lehre von der „Psora“. Nach ihr rühren alle chronischen Uebel von drei chronisch-miasmatischen Krankheiten her: der Krätze (Psora), der Syphilis und der Sycosis (Feigwarzenkrankheit). Der Einfluss dieser Krankheitserreger vertheilt sich so, dass $^7/_8$ aller chronischen Leiden auf die Krätze, das andere Achtel auf die Syphilis und Sycosis, oft aber auch auf die Einwirkung beider zusammenfällt. Den prädominirenden Einfluss der Krätze erklärt er sich durch die Annahme, dass man durch die Unterdrückung derselben im Laufe von Jahrhunderten sich leichtsinnigerweise eines natürlichen Ableiters der innerlichen chronischen Uebel beraubt habe. Demnach ist die grösste Anzahl aller chronischen Gebrechen nur als die Aeusserung der vielgestaltigen, secundären Symptome der scheinbar beseitigten Krätze anzusehen. Folgerecht ist der von ihm für die latente Krätze aufgestellte Symptomencomplex derart umfassend, dass es mehr wie fraglich erscheint, ob es einen krätzfreien Menschen auf dieser Welt jemals gegeben hat.

Auf die Ansichten, die Hahnemann über Wesen und Verbreitung der Psora zu Tage fördert, soll hier nicht näher eingegangen werden. Sie sind nicht besser und nicht schlechter als die, welche die Aerzte seiner Zeit darüber hatten. Die kühne Idee der Fortpflanzung der Krätze mittelst der Nervenbahnen und der cumulativen Wirkung ihres Miasma mit Zunahme der Leitungswege ist dagegen ganz sein Eigenthum. Eine Kritik derselben ist überflüssig.

Hatte nun Hahnemann gemeint, mit dieser Theorie etwas gewonnen zu haben, so sollten ihn die unmittelbaren Folgen eines

Besseren belehren. Die Antwort darauf war die vollständige Spaltung im Lager seiner Anhänger. Die erste Consequenz, die man aus der Psoratheorie zog, war die nicht ganz unberechtigte Meinung, dass damit die früher von ihm aufgestellte Lehre von dem unbekannten Wesen der Krankheit ein Nonsens geworden sei. Die Hervorbringung von Krankheitserscheinungen genügte nun nicht mehr. Man ging einen Schritt weiter und setzte an Stelle der ähnlichen Symptome ähnliche und gleiche Krankheiten. Aus dieser Anschauung entwickelte sich die Isopathie, wie sie namentlich von Hermann entwickelt und vertreten wurde. Dem System getreu wurden gegen die erkrankten menschlichen Organe die entsprechenden gesunden Thierorgane eingegeben, von denen sich als besonders heilkräftig die Eingeweide des Fuchses erwiesen. Man wandte Fuchsleber gegen Leberkrankheiten, Fuchslunge gegen Lungenkrankheiten, Fuchsgehirn gegen Gehirnleiden an. Weiter ausgebildet wurde dieses System von Gross und Lux. Beide unterschieden sich von Hermann dadurch, dass sie nur die höchsten Verdünnungen in Anwendung zogen. Nach und nach gelangte man auf diesem Wege zu den widerlichsten Absurditäten: man gab Blut gegen Blutkrankheiten, Milzbrandgift gegen Milzbrand, Wanzen gegen Wanzenbissentzündung, Auswurf von Brustkranken gegen Lungenleiden, faule Zähne gegen Zahnkrankheiten, Spul- und Bandwürmer gegen Wurmbeschwerden. Trotzdem fand auch diese Methode eine Menge gläubiger Anhänger.*)

Als Gegner und Kritiker traten die Homöopathen selbst auf. Berechtigt dazu waren sie kaum, da die Isopathen für sich und ihr System genau dieselben Argumente in's Feld führten, auf denen die gesammte Homöopathie beruht. Die Berechtigung, aus der Lehre Hahnemann's die möglichen Consequenzen zu ziehen, war ihnen nicht abzusprechen. Uebrigens huldigt auch heute noch eine gewisse Klasse von Homöopathen einer isopathischen Therapie, aus der Reihe der alten Orthodoxen nicht nur, sondern auch aus der Schaar der Jung-Hahnemannianer — das „Vaccinin“ und „Variolin“

---

*) Der Ursprung der Isopathie findet sich bei den Empirikern des Alterthums, deutlich entwickelt schon bei Serapion von Alexandrien (um 270 v. Chr.). Sie erhielt später eine andere Form in der Lehre von den „Signaturen“ des Paracelsus.

der Pharmacopoea homöopathica des bekannten Dr. Schwabe in Leipzig sind sicher isopathisch.

Nach einer anderen Richtung hin bewegten sich die Ideen einer Anzahl von Homöopathen, welche, auf Grund der Einsicht von der Reformbedürftigkeit der Homöopathie, eine theilweise Umgestaltung derselben herbeizuführen gedachten.

Die Einen suchten dieses Ziel durch die Darreichung grösserer Arzneigaben zu erreichen, wie Gruner und Honigberger. Die von ihnen angegebenen Dosen sind aber immer noch so minimale, dass sie in praxi den hohen Verdünnungen Hahnemann's vollständig gleichstehen. Auf den Namen einer eigenen Secte hat diese Richtung keinen Anspruch. Dasselbe gilt von denen, welche das Quale der Arzneimittel zum Gegenstande ihrer Reformbestrebungen machten. Es gehören dahin die Versuche, andere Heilmethoden dem homöopathischen Arzneischatze einzufügen, von denen namentlich die Hydrotherapie als geeignetes Object sich erwies. Vertreter dieser Richtung waren Kurz und Ott in Deutschland, Rapon und Bartle in Frankreich, Lee in England. Später nahm man dann noch Heilgymnastik, Mesmerismus und thierischen Magnetismus hinzu. Von dieser Trias ist namentlich Mesmer's Lehre nach einer gewissen Seite hin von unverkennbarem Einflusse gewesen. Der Mysticismus in der Homöopathie erhielt dadurch eine mächtige Anregung, so dass gar bald eine tolle Phantasterei in üppiger Blüthe stand. Hauptvertreter dieser Richtung ist Arthur Lutze, dessen Leistungen auf dem Gebiete bis heute nicht erreicht, geschweige denn übertroffen sind. Wir werden auf die Theorie des schon erwähnten Cöthener Sanitätsrathes, der unter den vielen grossen und kleinen althomöopathischen Propheten der grössten einer ist, später zurückkommen.

Dass man mit diesen Experimenten der Homöopathie als solcher keinen Dienst geleistet hatte, liegt auf der Hand. Man hatte ihr helfen wollen und hatte sie nun geschädigt. Denn mit der Aufnahme dieser Methoden als therapeutische Hülfsmittel hatte man den Gegnern das Zugeständniss gemacht, dass die Mittel des homöopathischen Arzneischatzes nicht ausreichten, die Heilung von Krankheiten für sich und allein zu Wege zu bringen. Der Beweis aber, dass die Wirkungen dieser Kurmethoden nach dem Aehnlichkeitsgesetze erfolgten, ist auch bis heute nicht erbracht. Das Epi-

theton „Bastard-Homöopathen“, mit dem der Meister diese Abtrünnigen, und unter diesen namentlich die Makrodosisten, von sich abwies, ist nicht unverdient.

In den Vordergrund tritt nun eine Schule, die man als den Ausgangspunkt der neueren Bestrebungen und Ansichten bezeichnet. Ihr Begründer ist Griesselich, welcher in seiner „Hygea“ einen Standpunkt zur Geltung zu bringen suchte, der theoretisch wie praktisch manches von Hahnemann Abweichende vertritt und neuen Theorien das Wort redet. Unterstützt wurde er namentlich von Arnold und Hirschel. Ersterer ist der Verfasser eines Buches, das unter dem Titel: „Das rationell specifische oder idiopathische Heilverfahren“ diese Anschauungen vertritt. Er hat übrigens die Lehre Griesselich's nicht pure angenommen, sondern in manchen Punkten nicht unwesentlich modificirt. Hirschel steht dagegen mit seinem „Grundriss der Homöopathie nach ihrem neuesten Standpunkte, 1854“ ganz und unbedingt auf dem Boden der Anschauung Griesselich's. Ebenso gehört Alles, was die späteren Homöopathen bis heute gearbeitet und geleistet haben, dem Geiste dieser Richtung an*). Den exclusiv Hahnemann'schen Standpunkt vertreten heutzutage nur noch wenige ältere Praktiker.

Diese neuere Homöopathie auf ihren wissenschaftlichen und praktischen Werth zu untersuchen, ist nunmehr unsere Aufgabe. Leider ist es nicht möglich, ihre Lehren und Principien in einen alle Anschauungen umfassenden Rahmen zu bringen. Denn sogar über die Fundamentalsätze des Systems ist die Menge der von einander abweichenden, theilweise sich widersprechenden Ansichten und Meinungen eine ausserordentlich grosse. Es sollen daher aus der heutigen Doctrin nur diejenigen Grundsätze herausgenommen werden, welche im Grossen und Ganzen Allgemeingut geworden sind. Sonderbestrebungen werden nur insoweit berücksichtigt werden können, als sie zur Erklärung und Würdigung dieser Lehrmeinungen dienen.

Die heutige Homöopathie behauptet von sich selbst zweierlei:

Einmal stellt sie sich als eine von der Hahnemann'schen wesentlich verschiedene Lehre dar.

Zweitens vindicirt sie ihrem System den Charakter der Wissen-

---

*) Einige Originalarbeiten sind mir leider nicht zugänglich. Ich citire daher nach W. Sorge.

schaftlichkeit, indem sie vorgibt, auf dem Boden der grossen medicinischen Errungenschaften unserer Tage zu stehen.

Es wird demnach zu untersuchen sein, in welchen Punkten sich die Homöopathie der Neuzeit von der Hahnemann's unterscheidet und ob diese Verschiedenheit wirklich ein wesentliches Moment darstellt.

Die Krankheitslehre Hahnemann's wurde zu Anfang seines Auftretens von der Anschauung getragen, dass das Wesen der Krankheit für uns nicht erkennbar sei. Der grossartige Misserfolg seiner Therapie bestimmte ihn, diese Ansicht zu verlassen und an ihre Stelle die Psora-Theorie zu setzen. Damit hatte er das ganze System, dass sich vollständig auf „Krankheitserscheinungen" stützte, in die Luft gestellt. Es musste ihm also eine neue Basis untergelegt werden. Zu diesem Zwecke liess man vorerst die Krätztheorie ganz fallen: sie bewies nichts und gereichte auch den gläubigsten Seelen zum Anstosse. Dass man trotzdem die Hahnemann'schen „Antipsorica" auch heute noch therapeutisch verwerthet, ist Thatsache, wenn sie auch dem Nichteingeweihten unverständlich vorkommen mag. Die ursprüngliche Ansicht Hahnemann's von dem unbekannten „Etwas" der Krankheit liess sich aber auch nicht mehr halten. Denn „der Aufbau der pathologischen Anatomie durch Rokitansky führte, wie W. Sorge sich ausdrückt, zu grösserer Positivität der Pathologie und zu gründlicherer Diagnose". Man acceptirte also die Resultate der Wissenschaft und setzte an Stelle der Krankheitserscheinungen die pathologischen Veränderungen der Organe. Darauf beruht der zweite Unterschied zwischen Hahnemann und den Vertretern der neueren Richtung. Er ist als wesentlich deshalb anzuerkennen, weil er das Zugeständniss in sich barg, dass man aus dem Nebel der „Dynamis" heraustreten müsse, und weil man nun auch im homöopathischen Lager anfing, der neu erwachten exact-naturwissenschaftlichen Forschung nicht länger zu widerstreben. Der „Stoff" kam jetzt auch hier, wenn auch nur theilweise, zu seinem Recht. Und so resultirt dann aus jener Zeit eine Art homöopathischer Reformation, die freilich die Grundpfeiler des Systems hat unverändert stehen lassen.

Das „Similia Similibus" ist nach wie vor die starre

Formel geblieben, welche mit dem Namen auch das Wesen der heutigen Homöopathie bedingt.

Nun behaupten aber die Neueren, dass das Simile Hahnemann's und das Simile, wie sie dasselbe vertreten, zwei wesentlich verschiedene Dinge seien. „Die neuere Schule, sagt W. Sorge, lehrte den Grundsatz Similia Similibus wesentlich anders, viel tiefer und gründlicher als Hahnemann auffassen." Sehen wir zu, ob und wie weit dieser Ausspruch erweislich ist.

Hahnemann präcisirt das Aehnlichkeitsgesetz folgendermassen: „Jede Arznei, welche unter ihren, im gesunden menschlichen Körper von ihr erzeugten Krankheitszufällen die meisten der in einer gegebenen Krankheit bemerkbaren Symptome aufweisen kann, vermag diese Krankheit am schnellsten, gründlichsten und dauerhaftesten zu heilen" (Organon § 19). Diese Definition ist seinen Vorstellungen über das Wesen der Krankheit conform. Hahnemann kannte nur Symptome, keine anatomisch nachweisbaren Krankheiten. Er konnte daher seinen Krankheitserscheinungen nur Symptomheilmittel entgegensetzen. Dieser Standpunkt wurde von der neueren Schule verlassen. Die pathologische Anatomie hatte die krankhaften Veränderungen in den einzelnen Organen nachgewiesen, und die Homöopathen hatten ihre Resultate acceptirt. Damit war der Krankheitsbegriff Hahnemann's aufgegeben. Nicht so das Simile: die Therapie des Aehnlichkeitsgesetzes mit ihren potenzirten Arzneistoffen wurde von der neuen Schule übernommen. Somit sah man sich der Frage gegenüber gestellt, wie es möglich sei, dass Krankheiten der Einwirkung von Arzneimitteln unterliegen, welche bis jetzt nur als die Erreger von Krankheitserscheinungen gegolten hatten. Als Vermittler zwischen dem neuen Krankheitsbegriff und dem Simile erscheint Rademacher. Das System dieses Hahnemann einigermassen verwandten Mannes hat die specifische Heilbeziehung der Arzneistoffe zu den einzelnen Organen zur Grundlage, war also zu einer Verschmelzung des Simile mit der angebahnten Krankheitserkenntniss besonders geeignet. Aus dieser Mischform von Rademacherianismus und Homöopathie entwickelte sich dann die „gründlichere und tiefere" Auffassung des Simile Seitens der Neueren.

Demnach lautet das Aehnlichkeitsgesetz der Homöopathie des Tages wie folgt:

„Aus den Arzneimittelprüfungen ergibt sich, dass bestimmte Klassen von Arzneistoffen eine Anzahl von Organen und Geweben, deren Thätigkeit sie verändern, mit einander gemein haben, dass also die von den verschiedenen Arzneistoffen verursachten Krankheiten sich wiederum untereinander ähnlich sind. Diese ähnlichen Wirkungen stellen aber nur die gröberen Züge des Arzneikrankheitsbildes dar; bei genauerer Vergleichung und Abwägung aller wahrnehmbaren Veränderungen der betreffenden Theile wird man immer eine Anzahl von Symptomen entdecken, wodurch sich das eine Mittel von dem andern derselben Klasse angehörigen Mittel unterscheidet. Durch diese unterscheidenden Symptome wird nun jedes einzelne Arzneimittel besonders charakterisirt und gerade diese müssen, wenn sie auch nicht so in die Augen fallen, und für die herkömmliche Benennung der Krankheiten vielleicht unwesentlich sind, dennoch berücksichtigt werden, wenn wir, behufs der Arzneimittelwahl, die Symptome eines Krankheitsfalles mit den Symptomen einer ähnlichen Arzneikrankheit vergleichen. Das im einzelnen Falle passendste Heilmittel wird um so sicherer gewählt werden, und die Heilung im Allgemeinen um so schneller und radikaler erfolgen, je genauer und je eingehender auf das Aehnlichkeitsverhältniss zwischen Arzneikrankheit und natürlicher Krankheit Rücksicht genommen worden ist. Umgekehrt folgt aber auch aus diesem Umstande die nothwendige Forderung, bei der Diagnose der zu heilenden Krankheit genau und umfassend zu Werke zu gehen, kein Symptom unbeachtet zu lassen, weil ja gerade dieses Eine Symptom die Wahl des nach dem Aehnlichkeitsgesetze am besten entsprechenden Arzneimittels unter einer Klasse von weniger passenden sichern kann.“ (Stens jr. §§. 51 u. ff.)

Dieser Auffassung des Simile entsprechen die Definitionen bei Griessellich in dessen „Handbuch“ (§§. 31, 42, 111, 113, 164, 165) bei W. Sorge (§. 31 und §. 36) und bei Gutwill (§§. 17, 18, 24 u. 25).

Der Unterschied zwischen diesem Aehnlichkeitsbegriff und dem Simile Hahneman's ist leicht einzusehen. Während dieser Organheilmittel durchaus entbehrte und auch entbehren konnte, ist die neuere Homöopathie gezwungen, von einer Einwirkung der Arzneimittel auf Organe und Gewebe zu reden. Denn nicht nur der homöopathische Krankheitsbegriff hat sich geändert, sondern

es ist auch die Erkennung der Krankheiten am Lebenden bestimmter und detaillirter geworden. Die neuere Homöopathie sagt von sich selbst, dass sie die Resultate sowohl der pathologischen Anatomie wie der physikalischen und chemischen Diagnostik benutze und verwerthe. Indem sie nun die verschiedenartigsten und oft schweren Erkrankungen der Organe und Gewebe, die von den beiden Disciplinen post mortem und intra vitam nachgewiesen werden, mit ihren Arzneimitteln behandelt, hat sie den Nachweis zu liefern, dass die angewandten Heilmittel auf die erkrankten Organe und Gewebe des Körpers auch einwirken. Da sie ferner die Indicationen zur Anwendung irgend eines Mittels am Krankenbette aus der Einwirkung eben dieses Arzneistoffes auf den gesunden Körper stellt, so hat sie zu zeigen, dass die Wirkung der homöopathischen Arzneimittel am Gesunden ihrem unterstellten Effect am kranken Körper conform sei. Mit andern Worten: die homöopathischen Arzneimittel müssen die krankhaften Organ- und Gewebsveränderungen, die sie beseitigen sollen, am Prüfungsobjecte in Aehnlichkeit erzeugen.

Heinigke präcisirt die Wirkung der Cannabis sativa im 1. Stadium des pneumonischen Processes dahin, dass dieses Specificum die beginnende Pneumonie coupire, d. h. „nicht nur die abnormen Functionen des Lungenparenchyms, sondern auch noch die des Herzens, des Magens und Darmcanals, sowie das Schleimhautgewebe des uropöetischen Systems sammt den Zuständen des Gehirns in statum integrum restituire.“ Den Nachweis, dass dieses herrliche Medicament die dem Krankheitsbilde zu Grunde liegende Gewebsveränderung am gesunden Körper wirklich erzeugt, bleibt Heinigke — schuldig.

Und an der Erfüllung dieses Postulates sind alle Bestrebungen der Homöopathen neueren Datums gescheitert. Bis heute ist noch keiner unter ihnen aufgestanden, der gezeigt hätte, wie das eine oder das andere Mittel ihres so reichhaltigen Arzneischatzes eine Pneumonie, ein Emphysem, eine Wasser- oder Eiterausscheidung in einer der grossen Körperhöhlen, ein Leber-, Herz- oder Nierenleiden am Gesunden zu Stande brächte. Dieser Mangel einer pathologisch-anatomischen Rechtfertigung der Behandlung schwerer Organ- und Gewebserkrankungen mit specifischen Mitteln wird dann auch im homöopathischen Lager

tief empfunden und die Klage über die Impotenz der homöopathischen Wissenschaft auf dem Gebiete ist allgemein. Nichts ist erklärlicher. Denn die Kritik hat das unanfechtbare Recht, auf diesem Nachweis zu bestehen: der Effect, welcher ein Arzneimittel erst zu einem Simile nach homöopathischer Auffassung macht, ist von allen Kriterien das einzig überzeugende. Der „physiologische Arzneimittelversuch“, auf den man sich immer wieder beruft, geht an dem Mangel dieses Argumentes in die Brüche.

Demnach haben die Homöopathen sich nach den Resultaten anderer Methoden umgesehen, unter denen verständlicherweise das Hauptmaterial die acuten und chronischen Vergiftungen hergeben müssen. Die Gifte liefern schon intra vitam greifbare, objective Ergebnisse und die Sectionsbefunde können als durch die eingeführte Substanz auch wirklich hervorgerufen angesehen werden. W. Sorge, Stens jr. und neuestens Sick haben dieses Feld vorzugsweise bearbeitet. Die Ergebnisse dieser toxicologischen Erfahrungen hat man dann nach verschiedenen Richtungen hin verwandt. Zunächst hat man daraus den Nachweis hergeleitet, dass gewisse homöopathische Arzneimittel zu bestimmten Organen und Geweben in specifischer Beziehung stehen. Hierher gehören unter anderen das Secale cornutum, die Belladonna, Nux vomica, der Arsen. Von grösserer Dignität ist dann die Behauptung, dass unter den therapeutisch verwandten Giften Stoffe seien, welche in einzelnen Organen Veränderungen erzeugten, welche vollständig mit den dort in gewissen Krankheiten gesetzten pathologischen Producten übereinstimmten. Wenn also die Homöopathie, so folgert man, diese Dinge gegen gewisse Organ- und Gewebserkrankungen als Specifica in Anwendung zieht, so erfolgt die Heilung nach dem Simile. Sick hat zu diesem Kapitel den neuesten Beitrag geliefert. Es heisst bei ihm S. 28: „. . . . . Nun ist allerdings die Untersuchung der durch Arzneiprüfungen im Körper gesetzten pathologisch-anatomischen Veränderungen und ihre Verwerthung für die entsprechenden Zustände bei Krankheiten bisher der schwache Punkt der Homöopathie gewesen, — wir wollen ihr das nicht verargen, in ihrem Kampfe ums Dasein hatte sie bisher dazu weder Zeit noch Kraft — aber Anhaltspunkte dafür, dass sie auch den anatomischen Boden keineswegs zu scheuen hat, dass sie organische Zustände der greifbarsten Art nach dem Grundsatz

S. S. heilt, sind jetzt schon genug vorhanden.“ Von diesen „Anhaltspunkten“ gibt er folgende: Die Ruhr und der Mercur liefern dieselben Veränderungen im Darm und es gleichen sich auch die Symptome beider Zustände. Es ist ferner der Mercur in seiner Wirkung mit der constitutionellen Syphilis so verwandt, dass eine Reihe von Aerzten die Symptome der letzteren für Aeusserungen der Quecksilberwirkung ansehen. Der Phosphor wird angewendet in Lungenkrankheiten, namentlich in der catarrhalischen Pneumonie, bei Herz-, Magen-, Darm-, Leber- und Nierenleiden, weil er bei Vergiftungen auf diese Organe in bestimmter Weise einwirkt und weil die Prüfung Sorge's darauf hinweist. Der Arsenik hat in Einem Falle (!) ein pathologisch und klinisch der Cholera asiatica identisches Bild geliefert, darum hilft er gegen sie und ebenso gegen den Typhus, weil er zuweilen im Darme ähnliche Residuen hinterlässt.

Auf diese und ähnliche Dinge beruft man sich in der Neuzeit aller Orten, weshalb ich hier in soweit darauf eingehe, als zum Verständniss der Thatsache nothwendig ist, dass damit dem beabsichtigten Zweck, der Homöopathie unter die Arme zu greifen, sehr wenig gedient wird.

Zunächst ist die Anzahl der hier ins Feld geführten Beobachtungen eine so winzige im Verhältniss zu der wahrhaft copiösen Menge der homöopathischen Arzneimittel, dass dies allein eigentlich schon genügt, die Haltlosigkeit der ganzen Beweisführung in das rechte Licht zu stellen. Was beweist in aller Welt der Umstand, dass Secale auf die Gebärmutter, Belladonna auf gewisse Nervenzweige, Nux vomica auf das Rückenmark u. s. w. in gewisser Weise einwirkt, für die Homöopathie? Doch wohl weiter nichts, als dass es in der That Stoffe gibt, denen in einem bestimmten Rahmen eine Art specifischer Arzneiwirkung zukommt, etwas, was meines Wissens zu bestreiten Niemand einfällt. Wo bleibt dann aber die grosse Masse der übrigen homöopathischen Dinge, wie Sepia, Holzkohle, Kochsalz, Rhus, Lycopodium, Sulfur, Bryonia, die Schafgarbe, die Jalappe, Ipecacuanha, Chamomilla, Spigelia, Magnesia und Calcarea carbonica, Arnica, Silicea, Cina u. s. w. u. s. w.? Die kommen doch auch gegen die schwersten Organleiden in Anwendung, ohne sie, wie die Homöopathen selbst zugeben müssen, am Gesunden zu

erzeugen! Nicht einmal eine Aehnlichkeitswirkung bringen sie zu Stande, und derselbe Sorge, der auf Grund seiner Prüfung den Phosphor ein grosses Heilmittel nennt, beklagt zu wiederholten Malen, dass von der Mehrzahl der Arzneimittel der wissenschaftliche Beweis nicht erbracht sei, dass sie im gesunden Organismus ähnliche Krankheitszustände wirklich erzeugten. (§§. 16 und 30.) Und erst die Gabengrösse! Ueberall, wo es sich bei den wenigen, differenten Substanzen um deutliche und reale Organ- und Gewebsveränderungen handelt, sind gehörige Dosen gegeben. Die grosse Mehrzahl der Beobachtungen stammt, wie gesagt, von Vergiftungen her. Zugestanden also, dass der Effect dieser Gifte eine specifische Verwandtschaft des Mittels zum Organ bedingt, — eine Annahme, die übrigens für die wenigsten Gifte zutrifft — wie kommt es dann, dass man dieselben Mittel gegen ähnliche Organ- und Gewebserkrankungen in Gaben zur Anwendung bringt, die nur noch Milliontel und Decilliontel an wirksamem Stoff enthalten? Am Gesunden richtet man damit, auch selbst mit Giften, nichts aus, geschweige denn mit Kochsalz und Holzkohle, und nun sollen diese Nullitäten am Krankenbett die differentesten organischen Veränderungen ausgleichen und wahre Wunder von Wirkung thun! Mit welchem Rechte will man nun noch von „Organheilmitteln“ reden und sich dafür auf die „physiologische Arzneimittelprüfung“ berufen? Das ist doch die Logik mehr wie stiefmütterlich behandelt, dieselbe Logik, auf welche die Homöopathen unserer Tage so oft und so nachdrücklich hinweisen.

Die Sick'schen Beobachtungen leiden noch an ganz anderen Fehlern. Ganz abgesehen davon, das alles oben Gesagte auch auf sie im vollsten Maasse passt, beweisen sie auch nicht einmal, wofür sie angezogen sind. Die Relation zwischen Krankheit und Heilung nach der Aehnlichkeitswirkung ist thatsächlich nicht vorhanden. Die Ruhrproducte und die des Quecksilbers gleichen sich gar nicht, wie jedes Lehrbuch ausweist, und die angeführten objectiven und subjectiven Krankheitssymptome kommen bei so vielen Dingen vor, dass sie für die Specificität der Wirkung ebenso wenig beweisen, wie die S. 30 behauptete Heilwirkung von Veratrum album gegen die Cholera, weil dasselbe Ausleerungen nach unten und oben, Kälte u. s. w. im Gefolge hat, eine Art von Symptomatologie, die „ohne anatomische Beziehungen“ sich von der Hahne-

mann'schen in Nichts unterscheidet. Dass die Syphilis und der Merkur vollends nichts mit einander zu thun haben, braucht nach den schon 1861 von Kussmaul und Overbeck gemachten Untersuchungen auch nicht näher bewiesen zu werden. Was dann die anderen angeführten „Analogien" angeht, so ist doch wahrlich nicht erwiesen, dass Arsenwirkung und Typhus identisch sind, wenn bei Arsenvergiftungen Aetzerscheinungen im Darm gefunden werden, die an Typhus erinnern. Die Aehnlichkeit ist also mehr wie oberflächlich. Wie man daher diesen mit Arsen behandeln und sich dabei einbilden kann, dazu nach anatomischen Daten eine Berechtigung zu haben, ist schwer verständlich. Uebrigens gibt Sick im Anfange der Krankheit nicht Arsen, sondern Bryonia oder Rhus, „wie Hahnemann dies auf Grund seiner die subjectiven Symptome wesentlich berücksichtigenden Arzneiprüfungen schon sehr früh gefunden hat". In der That ein vorzüglicher Commentar zur pathologisch-anatomischen Diagnostik der Neuhomöopathen! Den Phosphor endlich angehend, den Sorge am Gesunden in grossen Gaben (wie gross?) geprüft hat, so geben seine von diesem behaupteten Beziehungen zur Lunge, zum Magen und dem motorischen Apparat keine Berechtigung, von einer specifischen Relation zu den genannten Organen zu sprechen. Es ist bekannt und braucht nicht mehr bewiesen zu werden, dass „Lungenödem" für ihn durchaus nicht charakteristisch ist, und dass die Symptome Seitens des Tractus bei einer ganzen Reihe von Giften vorkommen, während Lähmungserscheinungen der Wirkungssphäre mancher anderer Toxika, wie Blei, Mercur, Arsen ebenfalls angehören. Wenn Sick dann ihm noch eine besondere Heilkraft bei der fettigen Degeneration der verschiedensten Organe zuweist — in dem von Sorge gegebenen Paradigma der Phosphorwirkung steht davon nichts — so müssen wir für diesen therapeutischen Erfolg den Nachweis erwarten. Im Uebrigen legt Sick selbst diesen „anatomischen" Beweismitteln nicht viel Gewicht bei, er mag ihre Unbedeutendheit wohl selber gefühlt haben. Nur als „Analogien" will er sie angesehen wissen und meint, dass man eine Lungenentzündung durch die Arzneimittelprüfungen nicht zu Wege bringe, weil „beim Zustandekommen einer natürlichen Krankheit stets mehrfache Factoren, z. B. Constitution, Lebensweise u. s. w. zusammenwirken". Ich will darauf nur erwidern, dass dieselben Bedingungen doch auch bei den ver-

schiedenen Prüfungsobjecten mitwirken, dass das Nichteintreten der zu heilenden Krankheitsform also jedenfalls auf die Indifferenz der Mittel hinweist, und dass endlich, die Erfüllung des Nachweises dieser wirksamen Stoffe selbst zugegeben, immerhin noch nicht die durch nichts zu rechtfertigende Thatsache aus der Welt geschafft ist, dass die Homöopathen diese Krankheiten mit indifferenten Stoffen denkbarster Art heute noch wie früher „essentiell“ behandeln.

Wir sind, wie vorstehend gezeigt, zu dem Schlusse berechtigt, dass die neuhomöopathische Therapie eine essentielle nicht ist und auch gar nicht sein kann. Die für die natürliche und die Arzneikrankheit geforderte Aehnlichkeit muss vielmehr einen anderen, weiteren und dehnbareren Sinn haben. Und so ist es in der That. Die Prüfung der Arzneimittel am Gesunden, wie sie von den Homöopathen heutzutage gemacht wird, ist ihrem Wesen nach mit der Hahnemann'schen identisch. Hier wie dort ist das Endresultat dasselbe: ein Complex meist subjectiver und, wenn objectiver, bedeutungsloser Symptome.

Dasselbe gilt von der Therapie. Sie ist und bleibt eine symptomatische und kann auch, wie vorstehend entwickelt, etwas anderes gar nicht sein. Die Literatur der Homöopathen neueren Datums liefert dazu die Belege. Bogen könnte man vollschreiben, wenn man sich auf Einzelheiten einlassen wollte. Ich habe dazu weder Zeit noch Raum und will als Paradigma der „modernen“ homöopathischen Arzneiprüfung nur Einen von ihnen citiren, dessen von den Homöopathen preisgekrönte Schrift über Digitalis unstreitig die beste und wissenschaftlichste Arbeit auf dem einschlägigen Gebiete ist.

Baer macht an sich selbst Versuche über Digitalinwirkung, die sich über den Zeitraum vom 14. Mai bis 26. Juni hinziehen. An diesem Tage wird die letzte Dosis Digitalin genommen, 3 Gran der 2. Verreibung, d. i. 1,8 Milligramm, und darauf folgender Befund verzeichnet: der Puls macht von Morgens 11 bis Abends 10 Uhr diese Phasen durch: 58, 54, 56, 58, 57, 58, 66, 68. Am 6. Juli, also 10 Tage nach der letzten Gabe des Medicaments, schreibt Baer: „Es befiel mich ohne alle bekannte Ursache wieder ein heftiger Schnupfen; ich stehe deshalb an, die Symptome von drückend-klopfenden Schmerzen in den Armen und starkem Kopfweh als Effecte der Arznei aufzuführen.“ Aber am 13. Juli ver-

zeichnet er: „ich fühlte die letzten Beschwerden von der Arznei, — die, wohlgemerkt, 17 Tage vorher genommen war, — als leise, stumpfe Stiche durch die Brust und flüchtig stechendes Kopfweh in der Stirn.“ Am 6. rührte also der Kopfschmerz nach Baer's Meinung nicht von dem vor 10 Tagen zuletzt genommenen Medicament her, wohl aber am 13. Juli. So wörtlich zu lesen auf Seite 194.

Von der eigentlichen Domäne der Digitalis, auf der ihre Anwendung in Herzfehlern basirt, von der Regulirung des Blutdrucks, bringen uns die zahlreichen und aufopfernden Versuche — Nichts.

Auch sonst finden sich in der Arbeit Absonderlichkeiten eigenster Art. So commentirt er S. 24 einen Fall von Pericarditis, die von Traube mit Digitalis behandelt wurde und zu der sich am 6. Tage noch Endocarditis hinzugesellte, mit den Worten: „Gewiss denkt jeder Homöopath beim Durchlesen dieser Krankengeschichte, dass die Endocarditis ein Effect der Arznei gewesen sei“, wie er dann das Entstehen von entzündlichen Brustaffectionen ebenfalls der Digitalis zuschreibt (S. 35). Die bis auf ihn mangelhaften Erfolge der Digitalis bei homöopathischer Behandlung legt Baer der „völligen Unzulänglichkeit und den grossen Irrthümern der Hahnemann'schen Prüfungsresultate“ zur Last. Die „grossen Irrthümer“ Hahnemann's beruhen aber darin, dass dieser, wie auch später Griesselich, als constantes Symptom der Digitaliswirkung die Verlangsamung des Pulses ansah, während Baer die Acceleration desselben für characteristisch hält (S. 81).

Wer sich über die Conformität der „essentiellen“ Therapie der Neueren mit der „symptomatischen“ Heilmethode Hahnemann's eingehender unterrichten will, dem empfehle ich den „Haus- und Familienarzt“ von Clotar Müller zum specielleren Studium. Der Verfasser, welchem die Homöopathie die „Quellen der Arzneimittellehre“ verdankt, erfreut sich eines bedeutenden Ansehens. Dass das Buch für den Laien geschrieben ist, nimmt von seiner Beweiskraft nichts hinweg. Interessant darin ist namentlich das Kapitel über die Krankheiten des Mundes mit allein 50 Mitteln, je nach der Veränderung des Geschmacks und des Zungenbelags. Nicht minder subtil ist die Behandlung des Zahn-

schmerzes*) und des Hustens, die beide eine ausserordentlich feine Beobachtung verlangen. Endlich dürfte das Kapitel über Harnbeschwerden und abnorme Harnbeschaffenheit genügenden Stoff bieten, die so nachdrücklich reklamirte physikalische Diagnostik und essentielle Therapie der Homöopathen neueren Datums zu würdigen. Auch unterscheidet sich Müller in Nichts von Hahnemann, Jahr, Rückert und anderen althomöopathischen Grössen, wenn er gegen Hernien, Caries und Neubildungen, darunter Carcinom, Heilmittel reihenweise aufmarschiren lässt, unter Berücksichtigung eines Symptomencomplexes, dessen distincte Mannigfaltigkeit wahrhaft erstaunlich ist. Ebenso behandelt er Veränderungen in der psychischen Sphäre ganz im Sinne des Meisters, je nachdem sie aus Schreck oder Furcht, aus Hass, Liebe oder aus Eifersucht hervorgegangen sind; anders, wenn sie mit Geschrei, Fluchen oder Schimpfen einhergehen; wieder anders, wenn sie von Gedankenlosigkeit, Geschwätzigkeit, Lachen oder Weinen begleitet sind u. s. w. u. s. w.

Ueber den Widerspruch zwischen dem Dictum Hirschel's: „die moderne Homöopathie verschmäht keineswegs irgend ein Hilfsmittel wissenschaftlicher Erkenntniss; Aetiologie, objective Diagnostik, Physiologie und Pathologie werden von ihr ebenso hochgestellt, wie von irgend einem Arzte“ und einer solchen Krankheitslehre mit dieser Therapie sind die Homöopathen bis heute nicht herausgekommen. Freilich dem Wortlaute nach ist der Aehnlichkeitsbegriff der Neueren ein anderer geworden, in seinem Wesen ist er derselbe geblieben. Theoretisch sind an die Stelle der „Symptome“ die Veränderungen „der Organe und Gewebe“ getreten. In praxi beherrscht die Symptomähnlichkeit das ärztliche Handeln der Jüngeren ebenso, wie die Therapie des Meisters von ihr getragen wurde. Und deshalb ist ihre Behauptung von der dem Simile untergelegten wissenschaftlichen Grundlage eine Unwahrheit und wird es bleiben, bis die Homöopathen den strikten Beweis der hergestellten Relation zwischen natürlicher und Arzneikrankheit geliefert haben werden. So lange die Homöopathie des Tages Krankheiten nach einer Formel behandelt, deren Inhalt von

---

*) Der Kreisphysikus Preussendorff hat dagegen in seiner Schrift nicht weniger als 33 Mittel parat.

ihr nicht wahr gemacht werden kann, bleibt das Simile der Epigonen dem des Meisters gleichwerthig.

Somit wäre die „gründlichere und tiefere“ Auffassung des Aehnlichkeitsgesetzes auf ihren wahren Werth zurückgeführt.

Es ist nun für die neuere Homöopathie ein zweites übrig geblieben.

Die erste, unabweisbare Forderung des Aehnlichkeitsgesetzes ist, wie eben eruirt, die Uebereinstimmung zwischen natürlicher und Arzneikrankheit. Geben wir einmal diese Prämisse als richtig zu, und nehmen wir an, dass die homöopathischen Potenzen gewisse krankhaften Veränderungen am Gesunden wirklich erzeugten. Dann haben uns aber die Neuhomöopathen noch zu erklären und zu beweisen, dass die unterstellte Wirkung eines Arzneimittels deshalb erfolgt, weil dasselbe Aehnliches am Gesunden hervorbringt.

Schon Hahnemann bemühte sich, für diese Aehnlichkeitswirkung eine Erklärung zu finden. Es ist ihm aber weder auf dem Wege der theoretischen Reflexion, noch durch Erfahrungsgründe gelungen, von der behaupteten, specifischen Arzneiwirkung zu überzeugen. Das Verfehlte seiner Bemühungen nach dieser Richtung hin geben selbst die heutigen Anhänger des Systems bereitwillig zu. (W. Sorge §. 26. Gutwill S. 25, Stens jr. S. 35).

Es ist demnach seinen Nachfolgern die Aufgabe geblieben, das Simile zu erklären. Alle dahin zielenden Versuche sind jedoch kläglich gescheitert. Von welcher Art und Bedeutung dieses Theoretisiren ist, davon einige Beispiele. Sie sind für den innern Werth der Sache, für die sie eintreten, nicht ohne Bedeutung.

Gutwill setzt in seiner „Cellular- und Atomen-Therapie“ an Stelle der Lebenskraft, wie sie Hahnemann kannte, die „Zelle“. Die Aufgabe des Forschers besteht darin, zu untersuchen, welche Zellen erkrankt sind und welche von ihnen durch die einzelnen Arzneimittel verändert werden. Bei diesem doppelten Studium der Zellen und der Arzneikörper findet man, dass oft Krankheiten und Heilmittel dieselben Erscheinungen setzen. Beide wirken also auf dasselbe Organ in derselben Weise, indem das Mittel die erkrankte Stelle direct trifft. Demnach construirt er das Simile: Was auf dieselben Zellen und Atome wirkt, das beseitigt auch die

Erscheinungen, die durch abnorme Zustände dieser Zellen und Atome veranlasst wurden. Denn die Aehnlichkeit dieser beiden Symptomencomplexe bürgt dafür, dass man die erkrankte Stelle trifft und angreift. Damit weiss man aber noch nicht genug. Man muss vielmehr dem Vorigen noch hinzufügen: „sofern die Dosis gut getroffen ist, d. i. wenn man sie klein genug genommen hat.“ Ueber das „Warum“ findet man Seite 19 Belehrung, wo es heisst: „Wie könnte es auch anders sein? Denn die krankhaft thätige Zelle bedarf einer milden Berührung. Mild aber ist das Verdünnte und ferner das Verwandte, welches den je bestehenden Zustand durch keine abweichende Beschaffenheit verletzend aufrührt, sondern die Moleküle nur in der schon vorhandenen Weise ihrer Störung angreift.“ Von diesen Gesichtspunkten aus entwickelt und so begründet Gutwill das Aehnlichkeitsgesetz. „Ich habe diese Wahrheit herausgefunden, heisst es Seite 25, Hahnemann entdeckte sie nur, erkannte sie nicht.“

Auf diese „Zellular- und Atomen-Therapie“ näher einzugehen, ist, nach den angeführten Proben, gewiss unnöthig. Das Verfehlte und Verworrene der Anschauung über die Zellenthätigkeit liegt auf der Hand. Wie ein und dasselbe Mittel auf ganz dieselbe Zelle, sagen wir eine Gefässmuskelzelle, in den verschiedenen Körperregionen so verschieden einwirken soll, dass dadurch jene hundertfältigen, oft genug einander widersprechenden Symptome hervorgerufen werden, ist unerfindlich. Wie aber gar eine schon pathologisch veränderte Zelle durch eine Arzneisubstanz, von der am Gesunden die Hervorbringung eben dieser Veränderung unterstellt wird, nun aus der vorhandenen Alienation wieder in den normalen, also gegensätzlichen, Zustand zurückgeführt werden soll, ist vollends unverständlich. Freilich meint Gutwill, dass die „milde Berührung“ des „Verwandten“ und „Verdünnten“ dies alles zu Wege bringe. Auf das „Verdünnte“ werden wir später zurückzukommen haben. Die Wirkung des „Verwandten“ aber zu verstehen, dazu gehört unbedingt das homöopathisch-begriffliche Denken Gutwill's. Denn wenn das „Verwandte die Moleküle nur in der schon vorhandenen Weise ihrer Störung angreift“, so heisst das doch nichts mehr und nichts weniger, als dass dadurch die schon vorhandene Veränderung nach derselben Richtung hin nur noch grös-

ser und ausgedehnter gemacht wird. Es ist der specifische Charakter des Mittels, die gesunde Stelle so zu attaquiren, wie sie sich in dem gegebenen Falle pathologisch darstellt. Und nun soll von allem das Entgegengesetzte geschehen! Das ist allerdings eine „Combination der Phantasie“, wie Gutwill die qualitative Wirkung des Simile Seite 30 nennt, eine glückliche ist es aber nicht. Und mit dieser Auffassung harmonirt aufs Beste das wiederholte Bekenntniss des Verfassers, dass die Erklärung des Simile eine genügende bis jetzt nicht sei. „Das Wie, heisst es Seite 26, ist noch offene Frage“. Und Seite 30 erklärt er eben so offen: „Die rechte Forschung und Gedankenthat hat sich des Simile und so vieler anderer Fragen noch nicht angenommen.“

Die anderen Neuhomöopathen, deren Schriften mir zu Gebote standen, haben eine Erklärung für eine Heilwirkung nach dem Simile gar nicht versucht. Sie gestehen ein, dass eine genügende Erklärung bis jetzt nicht gegeben worden ist und auch nicht gegeben werden kann.

So sagt W. Sorge Seite 26 seiner Schrift, uachdem er die ungenügenden Theorien Hahnemann's kurz berührt, „diese Erklärungsversuche genügten so wenig, dass viele Schüler Hahnemann's sich abmühten, neue Anschauungen zu liefern; doch unterlasse ich es, diese anzuführen, weil alle selbst von den Homöopathen für ungenügend erklärt werden.“ Interessant ist bei diesem Bekenntniss das Urtheil, welches Sorge unmittelbar darauf über die oben skizzirte Theorie von dem Gegensatze zwischen Molekularbewegung und Krankheitserscheinung fällt. Es heisst da: „In neuerer Zeit verzweifelt Schüssler aus Oldenburg so sehr an der Möglichkeit einer Erklärung des Simile Simili, dass er in einer an die Laienwelt gerichteten Brochüre — Populäre Darstellung des Wesens der Homöopathie. 1863. Seite 21 — die sonderbare Behauptung aufstelit, die Aehnlichkeit zwischen Arznei- und natürlicher Krankheit bei einer homöopathischen Heilung bestehe nur in den äusseren Symptomen, während der Grundzustand, das eigentliche Wesen der beiden Erkrankungen, vollständig verschieden sei; es heile demnach das nach Symptomenähnlichkeit gewählte Mittel nur durch Contraria Contrariis.“ Dazu bemerkt Sorge: „Eine solche Scheinauffassung des Grundsatzes s. s. c. würde die oberflächlichste Homöopathie erzeugen, die man sich denken kann.“

Ich glaube das auch, und Stens jr., der sich ganze Seiten hindurch abmüht, der Schüssler'schen Auffassung mit philosophisch-naturwissenschaftlichen Deductionen zu Hülfe zu kommen, mag sichs gesagt sein lassen. — Noch bestimmter wie Gutwill und Sorge drückt sich Heinigke aus: „Das Aehnlichkeitsgesetz ist, wie andere Naturgesetze, auf dem Wege der Induktion und zwar von Hahnemann gefunden worden. Eine wissenschaftliche Begründung desselben kann nicht gegeben werden." (§. 52.)

Wie mit diesen Bekenntnissen der Ausspruch des älteren Stens: „Erklärungen des inneren Heilvorganges nach homöopathischem Grundsatze wurden von Hahnemann, Rau, Rummel, Mosthaff, Gerstel, Koch und mehreren Anderen mit solchem Scharfsinne, solcher Genialität gegeben, dass sie ähnliche Bestrebungen anderer Heilmethoden wenn nicht überbieten, doch unbedingt ihnen würdig zur Seite stehen" (Stens sr. S. 9), in Einklang zu bringen ist, mögen die Homöopathen unter sich ausmachen.

Wir haben bis jetzt folgende Punkte klar gestellt:

1) Die Therapie der Neuhomöopathen ist, soweit sie überhaupt arzneilich eingreifen kann, nur eine symptomatische, keine „essentielle".

2) Wenn unter homöopathischer Behandlung Heilungen erzielt werden, so ist immer noch nicht erwiesen, dass die Wirkung nach dem Simile erfolgt.

Nun ist noch ein drittes übrig. Es muss

3) gezeigt werden, die Richtigkeit des Simile selbst zugegeben, dass die homöopathischen Arzneimittel überhaupt etwas wirken, d. h. dass sie in den gegebenen Dosen wirken.

Vergleicht man die jetzige Ansicht mit der Potenztheorie Hahnemann's so ergibt sich Folgendes:

Hahnemann gab zu Anfang seines Auftretens die Arzneimittel in den Quantitäten, wie sie die damalige Medicin anzuwenden pflegte. Die damit erzielten Resultate entsprachen aber nicht seinen Erwartungen. Entweder blieb die gehoffte Heilung ganz aus, oder sie erfolgte erst nach einer vorhergegangenen Steigerung und Vermehrung der Krankheitsbeschwerden. Er suchte und fand die Ursache nicht etwa in der Anwendung der Mittel nach ihrer Aehnlichkeitswirkung, sondern in der Gabengrösse. Diese verringerte er deshalb so lange, bis die unangenehme Cumulation der Krank-

heitserscheinungen nicht mehr eintrat und „für den Patienten der Vorgang der Heilung auch der möglichst angenehme war“. Diese „Verdünnungen“ waren von da ab nicht mehr von dem Aehnlichkeitsgesetze zu trennen. Hahnemann bediente sich fast ausschliesslich der 30. Potenz, wie aus einem von ihm im Jahre 1828 an die homöopathischen Apotheker erlassenen Rundschreiben hervorgeht (Arthur Lutze, Hahnemann's Todtenfeier, S. 15). Dieselbe enthält an wirksamem Arzneistoff 1 Decilliontel des Tropfens der Urtinktur. Dasselbe thaten die meisten seiner zeitgenössigen Schüler und Anhänger. Die wenigen unter ihnen, die es wagten, noch bei Lebzeiten des Meisters mit grösseren Gaben zu operiren, (5.—15. Potenz) mussten sich dafür von ihm „Abtrünnige“ und „Bastardhomöopathen“ schelten lassen. Was nun die Neuhomöopathen über diesen Punkt denken, lässt sich mit wenigen Worten kaum sagen. Denn, wie in allen anderen Principienfragen, herrscht über die Potenztheorie nicht nur, sondern auch über die „Verdünnungen“ überhaupt ein Streit und Zank unter ihnen, der es nicht wenig erschwert, sich von der geltenden Ansicht einen Begriff zu machen. Während die Einen in der Anwendung der Hochpotenzen (30.—2000!) eine wesentliche Forderung ihrer Heilmittellehre sehen — nach Hahnemann jedenfalls das Richtige — haben Andere einen gewissen Punkt angenommen, über den hinauszugehen sie nicht für rationell halten. Beide Parteien befehden einander und nicht immer auf zarte Weise, wie denn ein Lapidarstyl Andersdenkenden gegenüber den Junghomöopathen erb- und eigenthümlich ist. Beide haben namhafte Vertreter ihrer Ansicht aufzuweisen und zu jeder derselben gehören sowohl Praktiker aus der älteren Schule, wie auch Jünger der neueren, „wissenschaftlichen“ Richtung. Während Clotar Müller z. B. mit der 1. bis 15. Potenz arbeitet und Goullon durchschnittlich die 10. bis 30. vorschreibt, ist für W. Sorge die 6. Verdünnung schon eine hohe, über die er nur in einzelnen Fällen versuchsweise hinausgeht.

Trotz dieser Differenz, deren Bedeutung in die Augen fallend ist, ist allen Homöopathen der Neuzeit die Ansicht gemeinsam, dass ein homöopathisch gewähltes Arzneimittel zur Entfaltung seiner Wirksamkeit nur einer minimalen Dosis bedarf. Darin stimmen die Grössen vom rechten und linken Flügel vollständig überein, und W. Sorge, einer der am meisten

links stehenden, erklärt ausdrücklich: „Specifische Mittel sind noch wirksam in Gaben, welche durch ihre Kleinheit der bisherigen Anschauungsweise der alten Therapie ausserordentlich fern liegen.“

Damit hat die neuere Homöopathie auch hierin die Erbschaft Hahnemann's angetreten und nun ihrerseits von der Heilkraft der potenzirten Arzneistoffe zu überzeugen.

Bevor wir uns das zu diesem Zwecke beigebrachte Beweismaterial ansehen, noch ein kurzer Einblick in die Pharmacopoea homoeopathica. Im Allgemeinen ist die Bereitung der Medicamente die von Hahnemann übernommene, und Schwabe liest Neuerungssüchtigen zu wiederholten Malen ob des Nichtbeachtens seiner Vorschriften den Text. Nur darin weichen die Neueren ab, dass ein grosser Theil die von Hering aufgestellte und von Vehsemeyer genauer formulirte Decimalscala (10 : 90) acceptirt hat. Nach dieser enthält die

1. Potenz = $^1/_{10}$ Arzneistoff,
2. „ = $^1/_{100}$ „
3. „ = $^1/_{1000}$ „
6. „ = $^1/_{1000000}$ „
10. „ = $^1/_{10000000000}$ „

Die Ueberführung der Tincturen und Essenzen in den „molekular verfeinerten Zustand“ geschieht genau nach der Vorschrift Hahnemann's durch Schütteln mit Weingeist. Destillirtes Wasser wird nur verwandt, wenn es sich um Dinge handelt, welche durch Weingeist eine Umwandlung erfahren, in ihren höheren Dilutionen aber tritt der Alkohol wieder in sein Recht, weil er auf solche Verdünnungen nicht mehr umwandelnd einwirkt. Das destillirte Wasser soll vor einer Collision mit den Anschauungen der modernen Chemie schützen. (Schwabe, A. 6.) Die Zahl der jedesmaligen „Schüttelschläge“ ist 10, und werden so die flüssigen Potenzen bis zur 2000. und höher hergestellt. Bei trockenen Substanzen fertigt man Verreibungen mit je 10 Gran zu 90 Gran Rohrzucker an, indem man 2 × je 6 Minuten reibt und 2 × je 4 Minuten zusammenscharrt. Man verfährt so bis zur 30. Potenz. Man kann aber auch von der 8. Potenz an wieder Lösungen herstellen, indem 1 Gran der 6. Potenz in 2 × je 50 Tropfen Weingeist gelöst und geschüttelt wird, wodurch man die 8. Potenz erhält, 10 Tropfen dieser liefern mit

90 Tropfen Weingeist die 9. u. s. w. bis zu den „Hochpotenzen“. Zur Entscheidung der Frage, ob nun die unlöslichen Dinge — die Metalle, die Kieselerde, die Kohle, das Lycopodium — dadurch löslich werden, hat Schwabe als einziges Argument die Hahnemann'sche Behauptung pure wiederholt, dass „alle Arzneistoffe durch Reiben in Pulver zur 3. Verreibung gebracht, sich in Wasser und Weingeist auflösen.“ (A. 21.)

Nun zur Theorie der Gabengrösse.

Hahnemann, der nicht verkannte, dass die kleinen Dosen der Arzneimittel den grössten Theil an dem Anstosse hatten, den man an der neuen Lehre nahm, hatte zur Erklärung die famose Hypothese von der zunehmenden Kraft mit Abnahme des Stoffes aufgestellt. Diese „Potenztheorie“, nach der die Wirkung von 8 Tropfen eines Medicaments nicht gleich ist der von 2×4, sondern nur der von 4 Tropfen, erschien sogar den Jüngern des Meisters nicht beweiskräftig genug, um daraus ihre Receptformeln herzuleiten. Da sie trotzdem ihre Verdünnungen beibehalten haben und einer besonderen Wirksamkeit derselben das Wort reden, so sahen sie sich genöthigt, auch diesen alten Wein in neue Schläuche zu füllen. Dass dabei Hahnemann schlecht wegkommt und sogar als Theoretiker und Confusionarius hingestellt wird, darf nach dem, was wir über sein Verdünnungsaxiom erfahren haben, nicht Wunder nehmen. Besieht man aber das, was die Neuzeit an Stelle des Ueberlieferten gesetzt hat, so kommt man gar leicht zu der Meinung, das Eine sei so viel werth als das Andere.

Das Erste, welches man zur Erklärung der der Stoffverminderung adäquaten Kraftentwicklung heranzog, war der Lebensmagnetismus Mesmer's. Schon Hahnemann hatte ihn seiner therapeutischen Rüstkammer einverleibt, ohne denselben indess zur Erklärung der Infinitesimaltheorie speculativ zu verwerthen.

Die Lösung dieser Aufgabe blieb Arthur Lutze vorbehalten. Seine Auffassung und Entwicklung der Homöopathie zu einer wahrhaft transcendenten Wissenschaft hat ihm ein Relief gegeben, das ihn der Anschauungsweise des grossen Haufens unendlich nahebrachte.*) Er heilte einen Fall von fortwährendem Erbrechen bei

---

*) „Hahnemann's Todtenfeier“ war bis 1872 nicht weniger als 42 mal aufgelegt.

einem 72jährigen Manne durch das Trinkenlassen eines Glases Wasser, welches er durch Anfassen mit der Rechten magnetisirt hatte. Daraus schliesst er: „Wenn reines Wasser durch blosses Berühren meiner Hand so arzneikräftig wird, dass es ein jahrelanges, schweres Leiden mit einem Male heilt, wie viel mehr muss diese Kraft einen gehörig verdünnten Arzneistoff, dessen eigenthümliche Wirkung wir aus Erfahrung oder durch Prüfung kennen, durch fortgesetztes Schütteln in der Hand zu einer ungeheuren Wirksamkeit steigern!“ (S. 121).

Das ist die Theorie. Hier auch die Erklärung: „Das Schädliche der Arzneistoffe, z. B. der Gifte, wird durch Verdünnung entfernt; die Eigenthümlichkeit aber, gewissermaassen die Seele derselben, bleibt und wird durch Lebensmagnetismus beim Reiben und Schütteln auf wunderbare Weise belebt und erkräftigt, und dadurch fähig gemacht, auf verstimmte Nerven, die durch die groben Stoffe zerstört würden, heilend zu wirken.“ (S. 121 u. 122.) Die Grundlage der Theorie ist die dem Menschen gegebene Fähigkeit, „durch Glauben und Willen Alles zu erreichen“, und so erklärt sich, dass, „wer dies glaubt und will, und mit liebeerfülltem Herzen zu seinem leidenden Bruder tritt, das Wunder der Erfüllung schauen wird.“ (S. 123.)*)

Diese Mystik des Cöthener Sanitätsraths pflegen die modernen Apologeten des Simile vornehm von sich abzuweisen. Mit Unrecht, wie mich bedünkt. Denn über die Kraftentwicklung, die in den Verdünnungen durch Reiben und Schütteln auf Kosten der wirksamen Grundlage erreicht wird, wird auch von ihnen in fast gleich nebelhafter Weise orakelt.

Die homöopathischen Zeitschriften der Gegenwart bringen auf jeder Seite ähnliche Ausflüge in das Gebiet des höheren — Spiritismus. So schreibt Dr. Goullon jr. in Weimar in einer Abhandlung über die Frage: „In welcher Dosis soll Sulfur verabreicht

---

*) Obwohl nach der Meinung Lutze's Jedem diese Wunderkraft in gewisser Weise anklebt, so macht er doch in einer Anmerkung bekannt, dass mehrere Homöopathen mit den von ihm bereiteten Potenzen eine „bei Weitem stärkere und schnellere“ Wirkung hervorbrächten, als mit den von Anderen hergestellten. Man sieht aus diesem Hinweis auf seine Officin, dass er über das Ewige das Zeitliche nicht ganz vergessen hat.

werden“? Folgendes*): „Der Schwefel ist der Träger einer bestimmten arzneilichen Kraft, wie sie nirgends in der Natur wieder gefunden wird .... Wenn dem so ist, so muss es vor Allem darauf ankommen, die Sulphur-Kraft, nicht die Sulphur-Materie zu incorporiren.“ Er kommt nun auf die höheren Potenzen, von denen es heisst: „.... Wir dürfen in dieser Beziehung auf das posologische Bekenntniss des Herrn Dr. Hartlaub hinweisen, welches im Grossen und Ganzen unser eigenes ist und in den Worten gipfelt: Die homöopathische Arzneiwirkung bezweckt nicht Verdünnung und Zerlegung der Materie, sondern Entfernung derselben; sie bewirkt ein wirkliches Freiwerden und Isoliren des Arzneigeistes (von uns Arzneikraft genannt) gebunden an ein neues Vehikel mit Erhebung auf eine höhere und freiere Stufe .... Durch dieses Freiwerden des Geistigen findet eine Veredelung statt, mit Erhöhung von Schnelligkeit, Eindringlichkeit, Gründlichkeit, Vollständigkeit und charakteristischer Schärfe. Das sind die Gaben der Homöopathie.“

Das ist doch die Dynamis Hahnemanni rediviva! Nach solchen Leistungen hat Sick wahrlich keinen Grund, es Petersen**) und Jürgensen ferner übel zu nehmen, dass sie die Homöopathie auch heute noch zu den „mystischen“ Systemen rechnen. Zwischen der dynamischen Erschliessung Hahnemann's und dem Vordiethürsetzen der Materie durch Hartlaub und Goullon ist auch nicht der geringste Unterschied. Und es verschlägt zur Sache selbst gar nichts, ob man mit A. Lutze den Magnetismus als das belebende Agens ansieht, oder ob, wie hier geschieht, die Arzneikraft durch ein unbestimmtes Etwas frei gemacht und isolirt wird. Diese „wissenschaftliche“ Erklärung hat vor der Theorie der Alten, die man so gern von sich abschütteln möchte, Nichts voraus.

Eine andere Theorie, welche in der jüngsten Zeit als etwas Neues ausgeboten wird, ist die der Flächenwirkung. Sie findet ihren Ausdruck in dem Satze: Für die Intensität der Wirkung eines Arzneimittels ist nicht die Quantität sondern

---

*) No. 2 der „Allgemeinen homöopath. Zeitung“ vom 13. Juli 1880, redigirt von Dr. A. Lorbacher.

**) Vgl. dessen „Hauptmomente in der geschichtlichen Entwicklung der medicinischen Therapie.“ Kopenhagen 1877.

die Oberfläche massgebend; diese aber vergrössert sich mit zunehmender Verdünnung und Verreibung in gradem Verhältniss.

Ihre Hauptvertreter sind Stens jr., Grauvogl und Heinigke, von denen namentlich der Erstgenannte ein ganzes Arsenal von Beweisstücken zu ihrer Stütze zusammengetragen hat.

Die Methode, nach welcher bewiesen wird, ist, was von vornherein nicht zweifelhaft sein kann, keine direkte. Stens hat sich, wie Sick in seiner anatomischen Rechtfertigung des Simile, auf die Suche nach „Analogien“ begeben. Physiker, Mathematiker, Physiologen und Chemiker müssen aus ihren speciellen Gebieten das Material liefern, die extensive Wirkung fortschreitender Verdünnung plausibel zu machen.

Es widerstreitet Anlage und Umfang dieser Schrift, Nummer für Nummer der excerpirten Belegstellen durchzugehen und an jeder einzelnen nachzuweisen, dass nur eine jeder Kritik bare Voreingenommenheit und oft Schlimmeres hier Schein und Sein durcheinander arbeitet. Auch hat bereits Munk in seiner citirten Schrift die absolute Werthlosigkeit dieses Beweismaterials für die Verdünnungstheorie derart eingehend und schlagend dargethan, dass ich schon Gesagtes unnützerweise wiederholen müsste. Nur eine dieser Belegstellen will ich hierhersetzen, weil sie eine Durchschnittsleistung des Gebotenen liefert, füglich als Paradigma der übrigen Analogien gelten kann.

Der Prager Physiker Doppler sagt in seiner Abhandlung: „Ueber das Grosse und Kleine in der Natur“ unter Anderem Folgendes: „Es ist in der That gar nicht in Abrede zu stellen, dass zur Abschätzung der Grösse für eine grosse Anzahl von Wirkungen das Gewicht einen ganz geeigneten und noch dazu sehr bequemen Maassstab abgibt, wie dieses ja namentlich bei allen Massenwirkungen der Fall ist. Aber augenscheinlich zu weit würde man gehen, wenn man sofort annehmen wollte, dass man mit den Gewichtseinheiten für alle Wirkungsweisen des Körpers ausreichen würde. Schon die Wirkungen der Berührungselektrizität wollen nach ganz andern als nach Gewichtseinheiten bestimmt werden, vieler anderer Naturerscheinungen nicht zu gedenken. Bevor man sich daher erlauben darf, etwas für gross oder klein auszugeben oder gar wegen dessen vermeintlicher Unbedeutendheit in das Reich

der Chimären zu verweisen, muss man meines Erachtens vor allem die Einheit, die man dabei zu Grunde gelegt hat, nachgewiesen und gerechtfertigt haben, um danach bestimmen zu können, ob man bei Beurtheilung desselben nach der Waage oder nach dem Zollstabe zu greifen habe. Dieses wohl erwägend stelle ich daher gleichsam beispielsweise die Frage: mit welchem Rechte bestimmt man die Wirkung der Arzneikörper nach ihrem Gewichte und nicht vielmehr nach der Grösse ihrer wirksamen Oberfläche? Oder mit anderen Worten: ist es das Innere eines Arzneikörpers oder sind es seine äusseren, mit der übrigen Sinneswelt in Berührung stehenden Theile, welche die arzneiliche Kraft desselben bedingen? Unter der physischen Oberfläche eines Körpers, im Gegensatze zur mathematischen, versteht man den Inbegriff aller der Körperatome, welche wenigstens nach einer Richtung zu von Atomen anderer Art umgeben sind. Hieraus folgt unmittelbar, dass Körper, welche gebrochen, oder auf irgend eine Weise verkleinert werden, an Oberfläche bedeutend gewinnen müssen, indem nunmehr Atome, welche früher dem Innern des Körpers angehörten, mit dem umgebenden Mittel in Berührung treten, und sofort einen Theil der neuen Oberfläche ausmachen. Eine etwas genauere Betrachtung dieses Gegenstandes führt ferner zu dem Ergebnisse, dass die Gesammtoberfläche wenigstens in eben demselben, und meist sogar in einem grösseren Verhältnisse zunimmt, als sich die Durchmesser der einzelnen Theilchen verkleinern. Wird daher z. B. ein Cubikzoll irgend eines Körpers bis zur Kleinheit eines gröblichen Streusandes zerstossen, wobei er in mehr als eine Million kleiner Theile zerfällt, so hat sich seine Oberfläche schon auf 6—7 Quadratfuss vergrössert. Mikroskopische Untersuchungen zeigen ferner, dass die noch wahrnehmbaren Theile des in der Luft zerfallenen Kalkes, des Mehles u. s. w. nebst noch vieler anderer, pulveriger Körper, wie sie die Natur und Kunst häufig darbieten, von einem Sandkorn oben erwähnter Art um mehrere Hundertmal an Grösse übertroffen werden. Zerreibt man demnach obigen Körper zu einem Pulver von genannter Feinheit, so bietet die Gesammtoberfiäche schon ein Areal von mehr als 1000 Quadratfuss. Damit nun aber die genannte Oberfläche in Wahrheit als eine physische oder wirksame hervortrete, muss man schon gleich von vornherein zu verhindern suchen, dass die einzelnen Theilchen untereinander in irgend

eine Berührung treten, welches, meines Erachtens, wohl kaum auf eine andere Art bewerkstelligt werden kann, als indem man den fraglichen Stoff gleich anfänglich mit einem andern fremdartigen Stoff, z. B. mit Milchzucker als Mittelkörper, vermengt und gleichzeitig mit ersterm sodann verreibt. Der Mittelkörper oder das erwähnte Vehikel muss in hinreichender Menge beigemengt sein.“

Diese Deduction Doppler's hat den beiden Homöopathen Stens und Heinigke zu den wunderlichsten Behauptungen und einem oft kühnen Ideenfluge den Stoff liefern müssen. Sie enthält aber der Hauptsache nach gar nichts, was sich für eine homöopathische Flächenwirkung verwerthen liesse, und wo sie es dennoch thut, theoretisirt der Physiker falsch. Dass ein Körper, wenn er, wie der erste Theil ausführt, in seiner ganzen Masse verrieben wird, eine grössere Oberfläche und damit eine relativ grössere Wirkungsfähigkeit erlangt, bestreiten auch wir nicht. Wenn also die Homöopathen die Erschliessung der Kraft eines Stoffes auf dem Wege des Verreibens und einer somit erzielten grösseren wirksamen Fläche herbeiführen wollten, so könnten ihnen das höchstens die lösendenden Verdauungssäfte übelnehmen, die dabei vollständig eliminirt werden. Die Homöopathen geben aber nicht den zerriebenen ganzen Körper, sondern nehmen davon einen Theil, den sie wieder zerreiben, von der erhaltenen Masse wieder einen Theil u. s. w. — wie soll da also mit der Verreibung die Oberfläche und mit dieser die Wirkung zunehmen? Das kleinere Theilchen hat doch nur eine verhältnissmässig grössere Wirkung: seine Oberfläche hatt allerdings zu-, der Effect aber abgenommen, weil die Masse wirksamen Stoffes unendlich vermindert worden ist. Wenn man nun gar, wie Doppler meint, die wirksamen Theile eines Arzneistoffs mit andern, heterogenen Stoffen vermengt, so vermindert man doch die Oberfläche der wirksamen Theilchen, weil an die Stelle einer ganzen Menge von ihnen eben diese fremdartigen, indifferenten Stoffe treten.

Auch das Wenige, womit Doppler der Homöopathie unter die Arme zu greifen scheint, ist unrichtig. Und so verhält es sich auch mit dem, was der jüngere Stens über Oberfläche und Wirkung orakelt. Die Schlüsse, die er aus der Abhandlung des Prager Professors zieht, leiden sämmtlich an der falschen Voraussetzung, dass Wirkung und Verkleinerung in gradem Verhältnisse stehen, während doch, wie nachgewiesen, Zunahme der Oberfläche und Ab-

nahme des Effects hier proportional sind. Das Facit, dass 1 Grm. der zweiten Verreibung in seiner Wirksamkeit viel mehr repräsentiren müsse, als den 10. Theil eines viel gröbere Theilchen enthaltenden Gramms der ersten Verreibung ist nur das Hahnemann'sche Flüssigkeitsexempel von den 2 × 4 Tropfen in's Trockne übersetzt.

Vollends eigener Art ist der Commentar, den Heinigke zu der Theorie Doppler's geliefert hat. Er meint, dass das wesentliche Moment der Verreibung die „Molekularspaltung" oder die „Atomisation" sei, und sagt daher: „Durch den Akt der Atomisation oder der molekularen Spaltung werden die für die gebundenen Stoffformen giltigen Anschauungen über Maass- und Gewichtsverhältnisse zur Bestimmung ihrer Wirkungen eo ipso sofort hinfällig." Dieses Dictum, wohl kaum weniger monströs, als der Ausspruch Hahnemann's, dass die für die organische Natur geltenden Gesetze für die anorganische keine Geltung haben, hat Heinigke, als consequenter Jünger des Meisters zu beweisen vergessen. Es hat daher auch keinen Zweck, erst darauf hinzuzeigen, dass ein in seine Atome aufgelöstes Molekül der erste Körper gar nicht mehr ist.

Einer Kritik dieser Art von Wissenschaft hat uns ihr Autor selbst enthoben. Ich frage nur, worin unterscheidet sich diese Beweisführung, die man die wissenschaftliche nennt, von der Einfalt Hahnemann's, der für seine Behauptungen auch keinen andern Bürgen zu stellen hatte, als sein Wort und die Weisheit des Schöpfers?

Man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn man bei demselben Heinigke S. 63 zu lesen bekommt: „Es gibt Stoffe, die erst durch ihre freie molekulare Form die Bedeutung eines Specificums erlangen, während dieselben im gebundenen Aggregatzustande in den Magen (wie üblich) übergeführt, nur einen chemischen Effect ausüben. Dazu gehören z. B. Calcaria carbonica, Natron carbonicum, Magnesia carbonica, Carbo vegetabilis u. a. m.; denn in den Magen und Darmcanal gelangt, verbinden sie sich nach chemischen Affinitäten mit den Körpern, welche sie dort vorfinden, und in solchem Zustande ist eine specifische Wirkung nicht von ihnen zu erwarten; die letztere äussern sie aber, sobald sie mit einem indifferenten Vehikel verrieben oder geschüttelt

werden, so dass ihre Moleküle nach organischer Affinität sich bewegen können.“

Und ganz dasselbe leistet Dr. Lorbacher, der die auf S. 65 mitgetheilte Ansicht des jüngeren Goullon mit der Redactionsanmerkung begleitet: „Eine Veredlung oder Erhebung auf höhere Stufe der dem Arzneikörper z. B. der dem Schwefel innewohnenden specifischen Kraft halten wir für durchaus nicht erforderlich. Nur auf die Erschliessung, d. i. die Aufhebung der molekularen Cohäsion kommt es an.“

Difficile est, satyram non scribere.

Von ganz derselben Dignität für die homöopathische Mystik wie die Deduction Doppler's sind die Auszüge aus den Schriften des Abbé Moigno*), Justus von Liebig**), des Chemikers Stalmann***), des Professors Jolly†) und anderer.

Für die, welche die Arbeit des Berner Klinikers nicht kennen, möge die Versicherung genügen, dass auch hier nur Trugschlüsse der greifbarsten Art das grosse Wort führen. Auch noch andere Dinge laufen mit unter. Dass einzelne Stellen aus den „Chemischen Briefen“ ganz aus dem Zusammenhange herausgerissen sind, dass aus der Jolly'schen Arbeit nur das für die Homöopathie Brauchbare zusammengestellt ist, — die Stelle unverkürzt wiedergegeben beweist gerade das Gegentheil von dem, für das sie eintreten soll, — darüber lässt sich hinwegsehen. Dagegen verdient die Thatsache hier ausdrücklich registrirt zu werden, dass Stens auf die Arbeit von Stalmann im Jahre 1872 als auf ein unwiderlegtes Beweisstück zurückkommt, ohne sich nur im geringsten darum zu kümmern, dass bereits 1868 das dort Niederlegte von Munk in eingehend chemischer Weise widerlegt ist.

Es ist dies auch eine Specialität der modernen Aehnlichkeitstheoretiker und eine besondere Eigenthümlichkeit von Stens jr.††), weshalb ich auch das zur Charakteristik der Epigonen Hahnemann's hier zu verzeichnen habe.

---

*) Kosmos I., S. 615.
**) „Chemische Briefe“. Bd. II. S. 219, 290 u. 295.
***) Dingler, Polytechn. Journal. 1866. Bd. 180. S. 360.
†) „Ueber die Physik der Molekularkräfte“. 1857.
††) Vgl. die Citation Lehmann's auf S. 72 dieser Arbeit.

Nicht weniger merkwürdig ist, dass die Homöopathen Liebig mit einer Vorliebe citiren, dass man füglich zu dem Glauben veranlasst werden könnte, als sei er ein verkappter Anhänger von ihnen. Und doch schreibt derselbe Liebig in denselben „Chemischen Briefen“ über die Homöopathie u. A.: ..... „Wer kann behaupten, dass die Mehrzahl der unterrichteten und gebildeten Menschen unserer Zeit auf einer höheren Stufe der Erkenntniss der Natur und ihrer Kräfte steht, als die Jatrochemiker des 16. Jahrhunderts, der da weiss, dass Hunderte von Aerzten, die sich auf unsern Universitäten ausgebildet haben, Grundsätze für wahr halten, welche aller Erfahrung und dem gesunden Menschenverstande Hohn sprechen; Männer, welche glauben, dass die Wirkungen der Arzneien in gewissen Kräften oder Qualitäten lägen, die durch Reiben und Schütteln in Bewegung gesetzt und verstärkt und auf unwirksame Stoffe übertragen werden könnten; welche glauben, dass ein Naturgesetz, das keine Ausnahme hat, unwahr sei für Arzneistoffe, indem sie annehmen, dass deren Wirksamkeit mit ihrer Verdünnung und Abnahme an wirksamem Stoff zuzunehmen fähig sei? Wahrlich, man wird zu der Meinung verleitet, dass die Medizin unter den Wissenschaften, welche die Erkenntniss der Natur und ihrer Kräfte zum Gegenstand haben, als inductive Wissenschaft die niedrigste Stelle einnimmt.“ *)

Als dritter Vertheidiger der cumulativen Arzneiwirkung mit fortschreitender Verdünnung erscheint dann bei Stens S. 63 und ff. Dr. von Grauvogl.

Derselbe setzt auseinander, dass die Allopathie von der Coloquinthe nur als Drasticum, Diureticum oder auch als Emmenagogum Gebrauch mache. Wenn nun die Homöopathen, meint er weiter, dieselbe in der dritten Potenz anwenden, so erwarten sie keine vergrösserte Wirkung auf den Darmkanal, also nur einen lokalen Effekt, sondern es soll die Coloquinthe durch die Verdünnung in Wechselwirkung treten mit dem ganzen Organismus und nur aus diesem Grunde spezifisch an Umfang zunehmen. Wenn dieselbe so einen grösseren Wirkungskreis gewonnen hat, vermag sie nicht nur eine besondere Form von Durchfall, sondern auch

---

*) Die Stelle findet sich in den „Chemischen Briefen“, 4. Aufl. 1859. I. 105, die auch Stens benutzt hat.

von Ruhr, Hüftweh, Asthma etc. zu heilen. „Durch die Verdünnung, fügt Stens erläuternd hinzu, d. h. durch die feine Vertheilung, treten die Arzneimittel mit vielen Gewebselementen in Wechselwirkung, welche ihnen in der massigen Form, in welcher sie gewöhnlich gegeben werden, völlig unerreichbar sind.“

Die Anschauung der beiden Homöopathen wird hier ausserordentlich naiv. Insbesondere beweisst der von Stens mit auf den Weg gegebene Erklärungsversuch nicht nur nichts für das, was er beweisen soll, sondern er zeigt auch auf's klarste, wie selbst wissenschaftlich gebildeteren Homöopathen jedes sachliche Denken abhanden kommt, wenn es sich darum handelt, der Wirksamkeit minimaler Arzneidosen Andersgläubigen gegenüber das Wort zu reden. Es kann doch wohl unmöglich angenommen werden, dass Stens das Vorhandensein der lösenden Magen- und Darmsäfte in der That unbekannt wäre *). Denn nur so ist es möglich, sich seine Vorstellung von der „massigen Form“, in der die Arzneimittel mit vielen Gewebselementen nicht in Berührung kommen können, zu erklären. Dazu widerstreitet seine Behauptung aller ärztlichen Erfahrung, wie jeder weiss, der etwas von den Wirkungen des Opiums, Morphiums, des Chinins, der Salicylsäure und ähnlicher Dinge kennt.

Noch viel schlimmer sieht es mit einem Dictum aus, das Stens ebenfalls dem Buche von Grauvogl entnommen und Seite 64 angeführt hat. Es heisst da: „Würde jemals ein Arzt der physiologischen Schule überlegt haben, dass er den Bewegungen, die eine Krankheitsursache im Organismus hervorruft, nichts dem Gewichte nach anhaben, dass er denselben nichts entgegensetzen

---

*) Auf welchem Fusse allerdings der genannte Autor mit der physiologischen Chemie steht, beweist Folgendes: Auf Seite 12 seiner Schrift von 1872 citirt er einen Ausspruch von Lehmann, worin dieser klagt, es fehlten uns noch die ersten Unterlagen zu einer exakten Chemie des Stoffwechsels und wir seien noch in grosser Unkenntniss über seine intermediären Vorgänge. Stens weist nun mit Emphase darauf hin, wie eine anerkannte Autorität über den heutigen Stand unserer Wissenschaft urtheile.

Das sagt aber der längst todte Lehmann im Jahre 1853 (Lehrbuch. Letzte Auflage. 1. Bd.) und Stens scheut sich nicht, das fast 20 Jahre später, nachdem inzwischen die physiologische Chemie eigentlich erst geschaffen worden ist, als maassgebend drucken zu lassen, wobei das 1853 gänzlich verschwiegen wird (!).

kann, als qualitative Aequivalente (!), so würde er längst auf allgemeine Regeln für die Dosis gekommen sein müssen. Ihn lehrt doch die tägliche Erfahrung, dass die meisten Krankheitsursachen aus unwägbaren Stoffen bestehen. Oder hätte jemals ein Chemiker gewogen, wie viel Quantum atmosphärischer Luft eingeathmet werden muss, bis Cholerine, und wie viel bis Cholera oder Typhus daraus entsteht; oder wie viel der Sumpfluft, bis sie Wechselfieber erzeugt? Im Gegentheil, wir kennen diese Krankheitsursachen alle nur als unwägbare Qualitäten. Weil jedoch diese Qualitäten mächtige Krankheitssymptome zu erzeugen vermögen und tödten können, so glaubt man solche derbe Kobolde nur mit derben Quantitäten austreiben zu können, die allenfalls dem Gewichte der gewöhnlichen Nahrungsmittel nahekommen. Die Majorität zog und zieht heute noch die Schlüsse für die Quantität der Krankheitsstoffe aus der Ausbreitung und Intensität der Folgen am Organismus, also von den qualitativen Folgen auf die Quantität der Ursachen. Da nun von der Qualität der Folgen auf die Quantität der Ursachen ein Schluss unerlaubt, derselbe vielmehr absurd ist, so beruhen alle traditionellen Dosen auf sehr starken Trugschlüssen, sind wenigstens durch nichts gerechtfertigt.“

In der That das Muster der neuhomöopathischen „wissenschaftlichen“ Kritik. Diesen „qualitativen Aequivalenten“ gegenüber, mit dem Rufe nach der Wage des Chemikers, trägt man fast Bedenken, noch erst darauf hinzuweisen, dass die hier angeführten Analoga doch mit den homöopathischen Verdünnungen auch nicht in die entfernteste Relation gebracht werden können. Eine geringe Spur des Diphtheritispilzes ruft im Schlunde, in den Nieren u. s. w. dicke, greifbare Pilzrasen hervor, von denen jedes einzelne Körnchen ansteckend ist, und, wie beim Thiere experimentell nachgewiesen, wieder dasselbe erzeugt. Das kleinste Tröpfchen Blut eines milzbrandkranken Thieres ist giftig und überträgt die Krankheit beim Einimpfen auf ein anderes Thier, dessen ganzer Körper bald nachher von Milzbrandbacterien wimmelt. Mit all diesen feinen Krankheitsgiften geht es nicht anders, als wenn wir auch nur ein einziges Krümchen lebendiger Hefe in eine eiweisshaltige Zuckerlösung werfen. Pfundweise können wir später die Hefezellen aus ihr herausnehmen. Die Ursachen jener Infectionskrankheiten sind weder wägbar noch in allen Fällen nachweisbar, aber sie sind

Dinge, welche sich auf präformirtem Boden schnell weiter entwickeln und sich gewaltig vermehren. Die Intensität ihrer Wirkung beruht also nicht auf ihrer Kleinheit und numerischen Unbedeutendheit, sondern auf einer ihnen spezifisch anhaftenden Entwicklungsfähigkeit, welche eine eingreifende Wirkung erst mit eingetretener Vermehrung zu Stande kommen lässt. Dass aber die homöopathischen Verdünnungen und Verreibungen diese Eigenschaft der Weiterentwicklung im menschlichen Organismus ebenfalls besitzen, das hätten Stens und Grauvogl erst zu beweisen.

Auch einen der von Stens angezogenen Aussprüche Liebig's hat Grauvogl commentirt und dabei folgenden Passus sich entschlüpfen lassen: „Die ganz gleichen Erfahrungen machte die Homöopathie ebenfalls an einem Organismus, und zwar am menschlichen, nämlich die, dass die Arzneistoffe so verrieben und verkleinert werden müssen, dass sie kleiner sind als die Lumina der Capillargefässe, um von diesen Wurzeln unserer Ernährung aufgenommen werden zu können; ja sogar, dass sie noch unendlich kleiner sein müssen, als das Blutkörperchen, da es selbst wieder aus einer Menge verschiedener Stoffe zusammengesetzt ist.“

Ueber diese von Stens mit „ganz richtig“ begutachtete Erläuterung des tiefsinnigen Forschers, der nicht einmal zu wissen scheint, dass die Arzneistoffe in dem Blutwasser gelöst sind, ist unnöthig, weiter zu reden.

Den Schluss des von Stens beigebrachten Beweismaterials für die Wirksamkeit minimaler Arzneigaben bilden die „Gährungsvorgänge“ und der von Mayerhofer versuchte Nachweis der Arzneistoffe in den Verreibungen. Die Behauptung, dass die Gährungsvorgänge oft durch die kleinsten Mengen bestimmter Stoffe unterdrückt würden, verdient gar keine Widerlegung. Die stärksten gährungswidrigen Mittel — Quecksilberchlorid, schweflige Säure, Carbol, Chinin — versagen, sobald sie merklich verdünnt sind; eine Thatsache, die so oft experimentell bewiesen wurde, dass sie einer Erläuterung und Begründung gar nicht bedarf*). Was dann den von Mayerhofer für gewisse Arzneimittel gelieferten Nach-

---

*) Ich verweise nur auf Binz, Virchow's Archiv. Bd. 46. S. 70 ff. und Buchholtz, Archiv der experimentellen Pathologie und Pharmakologie. Bd. 4. Seite 1.

weiss ihrer Existenz in gewissen Verdünnungen betrifft, so liegt auf der Hand, dass damit noch nichts für ihre Wirksamkeit bewiesen ist. Ebenso ist es endlich mit der angezogenen Spectralanalyse der Fall, und W. Sorge sagt mit Bezug auf diese Untersuchungen ganz richtig: „Ich begreife nicht, wie man hierin Analoges mit der Wirkung geringfügiger Stoffe auf lebende Organismen finden kann.“ (S. 34.)

Sorge selbst führt Seite 33 und 34, „um zum Nachversuch mit so kleinen Gaben zu ermuntern“, einige Analogien an. Zunächst weist er auf die Versuche von Spallanzani und J. W. Arnold hin, woraus hervorgehen soll, dass einige Gran und noch weit kleinere Mengen Froschsamen, in vielen Pfunden Wasser aufgelöst, noch befruchtend wirken können, und verfällt dabei in denselben Fehler, den er an andern tadelt. Es ist nicht einzusehen, die Richtigkeit der Thatsachen zugegeben, wie derartige Dinge mit leblosen Stoffen verglichen werden können. Das Eindringen eines einzigen Spermatozoons ist zur Befruchtung hinreichend, und dadurch allein ist schon die Wirksamkeit des Froschsamens auch in so hohen Verdünnungen genügend erklärt. Sie beruht aber auf der Einwirkung lebendiger Zellen auf einander, welche die Keime einer Weiterentwicklung in sich tragen. Die Befruchtung, als Endresultat dieser Zellwirkung, mit der Wirkung minimaler Mengen todter Substanzen auch nur zusammenzustellen, ist unlogisch.

Eine scheinbare Berechtigung haben die von ihm angezogenen Versuche Kölliker's und J. W. Arnold's mit Curare und Strychnin. Kölliker lähmte einen Frosch mit 1 Decimilligramm (0,0001) Curare, subcutan beigebracht, in 25 Minuten, und von Arnold heisst es, dass er wiederholt bei Fröschen einen stundenlang anhaltenden Tetanus erzeugte durch Injection von $^1/_{10,000}$ Gran (0,000006) Strychnin. Ich habe bereits an anderer Stelle auf die Gifte und das Unstatthafte einer Verwerthung ihrer Wirkungen in homöopathischem Sinne hingewiesen. Und gerade Curare und Strychnin gehören zu denjenigen unter ihnen, welche den Begriff des Giftes recht eigentlich decken, da ihnen die zerstörende Wirkung in minimalen Dosen als specifische Eigenthümlichkeit anhaftet. Dazu kommt dann noch, dass auch sie wiederum luce clarius beweisen, dass mit der Abnahme des wirksamen Stoffes die

Wirkung schwächer und schwächer wird, bis endlich nichts mehr von einer solchen zu sehen ist. So machte ich mit Strychnin folgenden Versuch:

Ein Frosch erhielt 1 Decimilligramm salpeters. Strychnin in 0,1 Wasser gelöst, subcutan. Nach 30 Minuten traten leichte Krämpfe ein, die beim Erschüttern sich steigerten. 7 Minuten später waren sie heftig und 35 Minuten danach bereits so stark, dass die Respiration vorübergehend stillstand. So dauerten sie mit kurzen Unterbrechungen fort, schon veranlasst durch das Gehen im Zimmer, bis 10 Stunden nach Beginn des Versuchs, wo die Beobachtung nicht weiter fortgesetzt wurde.

Die vorher benutzte Strychninlösung wurde nun mit 9 Theilen destillirten Wassers verdünnt und 1 Stunde hindurch anhaltend und kräftig geschüttelt.

Eine zweite ebenso grosse Esculenta wie vorher erhielt nun von dieser Lösung die nämliche Quantität wie der erste Frosch an der nämlichen Hautstelle. Bis zum Ablauf der 10. Stunde der Stunde nach der Injection war an dem Thiere nicht das Geringste der Einwirkung dieses Centimilligramms (0,00001) Strychnin zu gewahren.

Nach diesem Erfolg verging mir die Lust, abermals 1 Stunde zu schütteln, um die nächst höhere Potenz des Giftes zu prüfen. Damit dürfte der angebliche Tetanus nach $^1/_{10000}$ Grn. = 0,000006 Strychnin genügend berichtigt sein. Mit dem indischen Pfeilgift verhält es sich, bei fortschreitender Verdünnung, genau ebenso. Ausserdem hat man noch nicht das Recht, aus solchen Versuchen auf die Wirksamkeit von andern Dingen zu schliessen, wie sie der homöopathische Arzneischatz zu Dutzenden enthält. Es möchte Sorge auch schwer fallen, zu zeigen, dass ein Decimilligramm Kohle, Sepia, Graphit, Bismuth, Borax, Calcaria carbonica, Chamomilla, Lycopodium und ähnlicher homöopathischer Heilmittel überhaupt etwas wirkt.

Demnach schliesse ich mich der von Sorge gemachten Schlussfolgerung, dass es Stoffe gibt, „welche im Stande sind, in ausserordentlich kleinen Gaben auf thierische Organismen mächtig einzuwirken," vollständig an, insofern ein Decimilligramm Curare oder Strychnin ausserordentlich klein genannt werden müssen. Dass aber die homöopathisch potenzirten Arzneistoffe solche Dinge sind, dafür

liegt bis heute kein Beweis vor. Im Gegentheil, es ist nichts leichter, als sich mit dem Centimilligramm schon zu überzeugen, dass trotz allem Schütteln und Reiben die Wirkung abnimmt mit dem Verdünnen.

So viel von den Versuchen der neueren Homöopathie, die Wirkung hochpotenzirter Arzneimittel zu erklären. Ich glaube die wichtigsten derselben, welche sich im allgemeinen in der homöopathischen Literatur wiederholen, angeführt zu haben.

Ich halte mich zu dem Schlusse berechtigt, dass auch hier allenthalben nur mystische Unklarheit und Selbsttäuschung statt Wissenschaft vorliegt.

Und wenn weiter nichts dem Urtheile unterstände, so genügt meines Erachtens eine einzige Thatsache, das harte Wort zu rechtfertigen: Die „Hochpotenzen“, von der 30. bis zu der 2000. und darüber hinaus, von den Einen für wirkungslos befunden, verspottet, verlacht, sind Andern heute noch die rettende Panacee am Krankenbette. Für Sorge „ein auf die Spitze getriebener Unsinn, gestützt auf die confuse Potenztheorie des Meisters,“ — für die Pharmacopoea homöopathica vom Jahre 1880, begutachtet und empfohlen vom Directorium des homöopathischen Centralvereins Deutschlands und Ungarns, auf Seite 19 ein Gegenstand der Vorschrift zu ihrer Anfertigung.

(Die Fortsetzung dieser Schrift **„II. Praktisches“** [s. S. 40] wird anderweitig erscheinen.)

THESEN.

1. Die neuere Homöopathie ist ebensowenig wie die Lehre Hahnemann's als ein Zweig der wissenschaftlichen Heilkunde anzusehen.
2. Die Vertreter der Homöopathie sind durch die freigegebene Dispensation ihrer Arzneimittel vor den Aerzten der wissenschaftlichen Richtung mit Unrecht privilegirt.
3. Die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin ist ein Problem, dessen Uebertragung in die Praxis vom ärztlichen wie ästhetischen Standpunkte aus zu verwerfen ist.
4. Das Chinintannat kann in der Kinderpraxis, so empfehlenswerth seine Anwendung im Keuchhusten und als Roborans ist, das salzsaure Chinin als Antipyreticum nicht ersetzen.
5. Die Behandlung der „Unterschenkelgeschwüre“ beim Militär gehört nicht dem Lazareth an; sie sind lediglich dem Revierarzte zu überweisen.
6. Eine Ueberbürdung der Gymnasiasten mit häuslichen Arbeiten wird für die körperliche und geistige Entwicklung derselben um so gefahrvoller, als der Beginn der Gymnasialstudien heutzutage ohnedies ein zu frühzeitiger ist.

VITA.

Geboren wurde ich, Carl Eduard Koeppe, am 13. November 1850 zu Zell a. d. Mosel, wo meine Eltern, der Privatbaumeister Adam Koeppe und Elise, geb. Eilender noch leben. Ich bekenne mich zur katholischen Religion. Nach dem Besuche der Elementarschule meiner Vaterstadt begann ich meine Gymnasialstudien auf dem Progymnasium zu Trarbach, welche ich auf dem Gymnasium zu Coblenz 1872 vollendete. Des Herrn Oberlehrers Menge, jetzt Director des Gymnasiums in Glogau, und des wohlwollenden Interesses, das er an meinem Bildungsgange genommen, erinnere ich mich heute noch dankbaren Herzens. Im October desselben Jahres bezog ich die Universität Bonn, bestand im 4. Semester das Tentamen physicum und im 9. Semester die Staatsprüfung der Aerzte. Während meines 6. Semesters hatte ich die Ehre, als Sprecher der Bonner Studentenschaft, dem damaligen Herrn Cultusminister Dr. Falk Gruss uud Huldigung darzubringen.

In der Zeit meines Quadrienniums besuchte ich die Vorlesungen und Kliniken der Herren: Binz, Busch, Clausius, Doutrelepont, Hanstein, Kekulé, Knodt, Köster, Madelung, Obernier, Pflüger, Rühle, Saemisch, Schaaffhausen, M. Schultze, v. La Valette St. George, Veit, Zuntz.

Allen meinen hochverehrten Lehrern an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank, namentlich aber Herrn Professor Veit, bei dem ich während drei Monaten die Praktikantenstelle auf der geburtshülflichen Station versah, sowie Herrn Professor Binz, dessen wohlwollende Theilnahme mich nicht nur durch die klinischen Studien hindurch, sondern auch in die Thätigkeit des practischen Arztes hinein begleitet hat.

Nach vollendetem Staatsexamen practicirte ich in meiner Vaterstadt, diente vom Herbste 1877 bis zum 1. April 1878 in der 1. Batterie 2. Rh. Feldartillerie-Regiments No. 23. in Cöln mit der Waffe, um dann bis zum Herbste desselben Jahres meiner Dienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger Arzt im 5. Rh. Infanterie-Regiment No. 65. zu genügen. Nach Absolvirung einer sechswöchentlichen Dienstleistung als Unterarzt im Rhein. Cürassier-Regiment

No. 8. wurde ich durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 23. Januar 1879 zum Assistenzarzt II. Classe der Reserve befördert.

Von meinen militärischen Vorgesetzten dieser Zeit fühle ich mich namentlich dem früheren Oberstabs- und Regimentsarzte des 40. Regiments, jetzigem Divisionsarzte Herrn Dr. Knoevenagel, unter welchem ich als Hülfsarzt der chirurgischen Station des Garnisonlazareths Cöln fungirte, zu besonderem Danke verpflichtet für die umfassende und sorgfältige Einführung in die Obliegenheiten des militärärztlichen Dienstes.

Ich habe mich seither in meiner Vaterstadt Zell niedergelassen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Koeppe, Carl

Die Homöopathie Hahnemann's und der Neuzeit

1880
Diss.med. 106-82/91#Beibd.88
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11587473-5